

---

Pastoralblatt für die Diözesen  
Aachen, Berlin, Hildesheim,  
Köln und Osnabrück

---

**April 4/2021**

---

73. Jahrgang

**Aus dem Inhalt**

---

Rudolf Hubert

**Was ist mir an Ostern wichtig?**

Martina Bär

**Urbane Gottesrede und Eigenlogik der Städte**

Erich Garhammer

**Die Macht der Poesie**

Mit Literaten auf Wahrheitssuche

**PASTORALBLATT**

## Inhaltsverzeichnis

Georg Lauscher	
<b>Seht das Lamm mit den Lämmern!</b>	98
<hr/>	
Rudolf Hubert	
<b>Was ist mir an Ostern wichtig?</b>	99
<hr/>	
Martina Bär	
<b>Urbane Gottesrede und Eigenlogik der Städte</b>	103
<hr/>	
Michael Ley	
<b>Corona und die Kirche</b>	
Gedanken zur Verweltlichung einer Glaubens-Institution	110
<hr/>	
Rudolf Laufen	
<b>Ist Q noch zu retten?</b>	
Ein Versuch	114
<hr/>	
Erich Garhammer	
<b>Die Macht der Poesie</b>	
Mit Literaten auf Wahrheitssuche	121
<hr/>	
Rezensionen	
<b>Julia Knop: Beziehungsweise</b>	
<b>Reinhard Körner OCD: Lose Blätter, zugeweht</b>	
<b>Elmar Salmann/Marcel Albert: 77 Tage Ausnahme leben</b>	
<b>Peter Abel: Zuflucht und Stärke</b>	125
<hr/>	



## Liebe Leserinnen und Leser,

auch wenn das Osterfest vor der Haustür steht – am Anfang dieser Ausgabe muss eine Entschuldigung stehen. Durch ein Versehen in der Druckerei waren im Märzheft leider zwei Papierlagen vertauscht worden, so dass in ca. 300 Exemplaren die Seitenreihenfolge verdreht war. Dies traf aufgrund ihrer Kürze ganz besonders die Beiträge von Frau Caja Steffen und von Prof. Dr. Wendelin Knoch. Die geringe Zahl der Rückmeldungen im Redaktionsbüro lässt mich vermuten, dass Sie sich die richtige Reihenfolge „zurechtgeblättert“ haben. Die Druckerei bedauert den Fehler sehr und ich bitte die Betroffenen um Nachsicht.

Nun aber doch zum Osterfest: Was soll man zu ihm angesichts einer seit einem Jahr bestehenden Pandemie mit einem maximal reduzierten Angebot der Feier des Paschamysteriums und zahlreichen Toten sagen? Genau dieser Frage stellt sich **Rudolf Hubert**, Geschäftsführer von Caritas im Norden/Erzbistum Hamburg, und gibt Antworten – eigene und solche, die er besonders bei Karl Rahner findet, für ihn ein „Glaubenszeuge, der die letzten Alternativen in intellektueller Redlichkeit durchdacht“ hat.

**Prof. Dr. theol. Martina Bär**, Gastprofessorin für Systematische Theologie an der Freien Universität Berlin/Seminar für Kath. Theologie, wendet sich auf dem Hintergrund ihrer Habilitationsschrift dem Thema „Stadt“ zu. Städte – so hat man mittlerweile erforscht – sind geprägt durch eigene Logiken. Diese zu kennen ist ein durch verheißungsvoller Ansatz für die Verkündigungspastoral, wenn sie nämlich von der Heiligen Schrift her, d. h. von deren Logik her, die in einer für Stadtbewohner\*innen verständlichen Sprache entschlüsselt wird, in eine entweder positive oder provozierende Resonanz tritt zur Logik der Stadt, in der gerade die Verkündigung ansteht.

**Dipl. Psych. Michael Ley**, Professor für Organisationspsychologie und Geschäftsführer des Instituts für Qualitative Bildungsforschung (IQ Bildung) betrachtet die für ihn beobachtbaren Reaktionen der Kirche auf die Corona-Pandemie aus organisationspsychologischer Perspektive. Solche Fremdwahrnehmungen können ein hilfreicher Spiegel sein, nicht vorschnell für „normal“ zu halten, was vielleicht noch einmal des Überdenkens wert ist.

Nach so viel Grundlegendem zum Thema Kirche und Pastoral darf auch einmal ein Blick auf Spezielleres gewagt werden. **Dr. Rudolf Laufen**, lange Jahre Stellv. Leiter des Instituts für Lehrerfortbildung in Mülheim/Ruhr, widmet sich einer Frage aus der Evangelienexegese. Wer hat nicht, sofern sie oder er Theologe ist, im Studium gelernt, dass Markus der älteste synoptische Evangelist ist, dem Matthäus und Lukas unter Hinzufügung von Eigengut und Nutzung der Spruchquelle Q folgen? Ist diese letztlich auf das Jahr 1863 zurückgehende Theorie eigentlich noch immer tragfähig? Der Autor setzt sich mit einem anderslautenden Neuansatz auseinander. Sein Ergebnis möchte ich nicht vorwegnehmen. Lesen Sie selbst, was er anhand konkreter Textbeispiele ausführt.

Zum Ausklang gibt es einen Blick in die Welt der Literatur, der sich **Prof. Dr. Erich Garhammer**, Professor em. für Pastoraltheologie an der Universität Würzburg, besonders verschrieben hat. Drei Schriftsteller stellt er vor, die – wenn auch in sehr unterschiedlicher Art und Weise und mit ganz verschiedenen Biographien – deutlich machen, wie sehr Literatur auf der Suche nach der Wahrheit ist und damit, auch wo sie nicht explizit religiös ist, „gott-voll“ ist.

Nun wünsche ich Ihnen allen von ganzem Herzen ein gesegnetes, und das heißt ein seine aus der Auferweckung Jesu erwachsende Sendungs- und Hoffnungskraft in Sie legendes Osterfest – gerade in Coronazeiten und gegen alle lähmenden Ängste und Zermürbungen.

Seien Sie von Herzen begrüßt

Ihr

Gunther Fleischer

---

# Impuls

---

Georg Lauscher

## Seht das Lamm mit den Lämmern!

---

„Wir wissen: Die gesamte Schöpfung seufzt ...“ Wir Menschen haben die Schöpfung Gottes in Fesseln gelegt, misshandelt, ausgebeutet und oft schon vernichtet. „Aber nicht nur das: auch wir, obwohl wir den Geist empfangen, auch wir seufzen ...“ (Röm 8, 22f) Nicht nur Erde, Pflanzen und Tiere sind gefährdet, bedroht und vielfach schon vernichtet durch unser missverständenes Herrentum. Auch Menschen werden von Menschen bedroht und getreten. Und auch die Getretenen treten. Geschöpfe werden zu Opfern des Menschen. Menschen werden aneinander zu Opfern und Tätern. In jedem von uns wohnen Opfer- und Täteranteile. Der Mensch ist sich selbst zum größten Feind geworden.

Da ist Unterbrechung angesagt, Christus-Kontakt, Opferkontakt. In der Eucharistie feiern wir die Hingabe, das Opfer Christi. Er hat die Seite gewechselt, hielt nicht daran fest, als göttlicher Herr über allem zu stehen. Er stieg hinab auf diese misshandelte, seufzende Erde unter die misshandelten, seufzenden Menschen. Schließlich starb er zwischen zwei als Verbrecher Verurteilten. Sie waren vermutlich Täter, aber vermutlich auch Opfer. Beide in einer Person. Wenn es um die Wahrheit geht, ist keine der beiden Seiten abzuspalten oder schönzureden.

Der Aachener Bischof Dieser spricht von dem von uns geforderten „Seitenwechsel“: Seht die Opfer kirchlichen Tuns und Unterlassens im Hinblick auf die Opfer

sexueller Gewalt! Seht *an der Seite* der Opfer mit den Opfern, wie die kirchliche und gesellschaftliche Wirklichkeit aus dieser Perspektive sich neu und oft schmerzhaft erschließt! Um Gottes und der Menschen willen und nicht zuletzt um eurer selbst willen: Legt die Scheuklappen kirchlichen Milieus ab, macht Augen und Sinne weit! Bleibt nicht mehr in der vertrauten, doch fruchtlosen Blase. Die Zeit ist überreif. Die Schöpfung und Menschheit in all ihren Opfern seufzt und liegt in Geburtswehen. Geburtswehen sind keine Krankheit. Sie fordern vehement Öffnung. Der Geburtskanal ist eng, und leicht ist der Weg zurück. Auch uns in der Kirche ist es in dieser Zeit eng. Der Weg zurück ist verlockend leicht – aber perspektivlos.

Gott ist immer „im Anfang“: „im Anfang schuf Gott Himmel und Erde“ (Gen 1,1) und „Im Anfang war das Wort“ (Joh 1,1). Christus ist der *archegos*, der Anstifter und Vorangehende (Apg 3,15; Hebr 2,10). In *archegos* steckt *archä* – Anfang. In der zweiten Worthälfte das „*hägeisthai*“. Es bedeutet *vorangehen, vorne sein*. Christus – unser Anstifter im Vorangehen, im Pioniersein.

Unter den Lämmern Gottes in Gesellschaft und Kirche ist das Lamm Gottes unser Anstifter im Vorangehen. Bevor sich sein Leben mit unserem Leben, sein Opfer sich mit unseren Opfererfahrungen in der Kommunion verbindet, wird uns zugerufen: „Seht das Lamm Gottes!“ An ihm will ich mich ausrichten! An diesem Lamm inmitten der schweigenden Lämmer Gottes in Schöpfung und Menschheit, die hinwegtragen die Schuld der Welt. Das göttliche Lamm, den göttlichen Sündenbock will ich sehen in den menschlichen Opferlämmern und Sündenböcken, die da schlucken und schlucken und ... hoffentlich bald sprechen und auferstehen können – wenn wir still die Seite wechseln zu Ihnen, zu Ihm in ihnen!

# Was ist mir an Ostern wichtig?

## 1. Auferstehung in Pandemiezeiten?

Vor über einem Jahr schrieb ich eine Ostermeditation unter der Überschrift „Was mir an Ostern wichtig ist“. Ich habe darin versucht, den Glauben der Christen an die Auferstehung so ‚durchzubuchstabieren‘, dass die Aussagen des Glaubens sich auch für den Nachbarn, Freund, Bekannten und Kollegen, der nicht (mehr) in der Kirche ist, sich nicht anhören und anfühlen wie eine Fremdsprache oder ein „Märchen aus 1000 und 1 Nacht“. Das war vor der Corona-Pandemie, die heute weltweit alle Lebensbereiche in Mitleidenschaft gezogen hat. Das Ausmaß war weder absehbar, noch waren die Auswirkungen auf sämtliche Lebensvollzüge, einschließlich der kirchlichen, auch nur annähernd zu erahnen. Keine Gottesdienste in gewohnter Weise, kein Kirchengesang, keine Gemeinschaft an Sonn- und Feiertagen. Stattdessen die Aussage, dass *kein* Kontakt ein *guter* Kontakt ist, damit der Corona-Virus sich nicht weiter ungehemmt ausbreiten kann. Alle Hoffnungen richten sich auf den Impfstoff. Und sofort entsteht eine Ungleichheit und Ungleichzeitigkeit: Wer wird geimpft? Wer kann sich die Impfung leisten? Bleiben die Armen, auch die armen Länder, entgegen allen Ankündigungen und Beteuerungen, verstärkt außen vor? Sind Worte wie Teilhabe und Chancengleichheit – auch und gerade in Fragen der Gesundheit – wirklich ernst gemeint oder nur leere Worthülsen und Parolen, denen man nicht (mehr) glauben kann?

Fragen über Fragen. Passt dies zu Ostern? Andersherum gefragt: Passt Ostern, die Botschaft der Hoffnung und des Lebens,

in diese Zeit der Einschränkungen und Beschränkungen, in die Zeit der Unsicherheiten und vagen Hoffnungen?

Ich hatte mir vor Ausbruch der Corona-Pandemie Fragen gestellt wie:

- Was ist mir an Ostern wichtig?
- Welche Bedeutung hat „Auferstehung“?
- Was macht Ostern mit mir persönlich, hat es Auswirkungen auf mein Leben?

Heute, in Zeiten, in denen wir mit den Auswirkungen der Pandemie leben müssen, erscheinen mir diese Fragen merkwürdig fremd, irgendwie fern, gleichsam aus der Zeit gefallen, ja unwirklich. Religion, Kirchen, so heißt es mitunter, sind nicht „systemrelevant“. „Etwas Anderes liegt oben auf“, etwas, was mehr mit dem praktischen Leben zu tun hat, was nützlich ist und hilfreich in der Alltagsbewältigung. Gemeint sind damit Regeln und Verordnungen, Schutzmaßnahmen wie Abstand halten, Hygienekonzept und Mund-Nasenbedeckung. Alles, was Freude, Spaß und Vergnügungen zu betäuben scheint. In diese Zeit hinein etwas zu Ostern zu sagen, zum höchsten Fest der Christenheit, zum „Sieg über den Tod“, das scheint mehr als ein gewagtes Unternehmen zu sein.

## 2. Ein Licht der Hoffnung entzünden

Zunächst wird man daran erinnern dürfen, dass zu den kirchlichen Grundvollzügen ja nicht nur die Verkündigung des Gotteswortes und die Feier der Liturgie gehören, sondern auch der geschwisterliche Dienst am Nächsten, besonders dort, wo sie oder er in Not geraten ist. Das sollte man zumindest mitbedenken, wenn man leichtfertig der Kirche Irrelevanz meint bescheinigen zu müssen bzw. zu sollen. Nöte gibt es heute viele verschiedene. Nöte, die man sieht und gegen die man mit materiellen Möglichkeiten vorgehen kann. Deren Erfolgsaussichten man kalkulieren, deren Erfolge man sehen und messen kann. Und es gibt

Nöte, die man weder sieht noch hört, die man nur bei großer Aufmerksamkeit wahrnimmt und gegen die es weder auf Antrieb Soforthilfe noch eine wirksame Medizin gibt. Nöte, die oft schleichend daherkommen, oft um länger oder gar dauerhaft zu bleiben, Nöte, die (zu) wenig wahrgenommen werden, weil sie sich nur leise und langsam ankündigen. Es sind oft Nöte, die man sich erst dann eingesteht, wenn die Krise akut ist. Ich spreche von sozialen und menschlichen Tragödien in Familien, in der Erziehung der Kinder, im Umgang mit sich selbst, wenn die Annahme der eigenen Begrenzungen nur sehr unzureichend gelingt.

Diese Nöte sind nicht von der Covid 19-Pandemie verursacht. Diese versteckten Nöte gab es schon immer, sie wird es vermutlich auch immer geben. Doch sie treten verstärkt heute hervor, oft parallel mit dem Erstarken materieller, finanzieller und sozialer Engpässe. Dazu gehören neben Einsamkeit, Trauer und Zukunftsängsten, Orientierungslosigkeit und fehlendes Selbstwertgefühl. Eigentlich alles Fragen existentieller Natur, auf die die Kirchen Antworten zu geben versuchen. Von daher ist die Rede, dass Kirchen nicht systemrelevant sind, eigentlich als grob fahrlässig zu bezeichnen. Denn unsere Zeit ist ja durch eine ungeheure Spannung gekennzeichnet: Grenzenlosen Machtgefühlen stehen abgrundtiefe Ängste und Ohnmacht gegenüber. Die kirchliche Caritas erlebt - je mehr sie sich auf die Menschen einlässt umso stärker - oft Hilflosigkeit, Abhängigkeit und Ratlosigkeit. Dabei vermittelt die Kirche eine - auch in psychologischer Hinsicht - sehr relevante, ja unentbehrliche Einsicht und Erfahrung: Es ist die Annahme durch eine bedingungslose Liebe, die die eigene Annahme und die der anderen erst ermöglicht.

Und wenn wir sagen, dass es Christen - gerade heute verstärkt - aufgetragen ist, zu helfen, tatkräftig die Not zu lindern, dann ist es vielleicht doch nicht so schwer, zu Ostern eine Verbindung herzustellen. Denn Ostern ist das Fest der Hoffnung. Und vielleicht mehr als zu anderen Zeiten

ist uns heute aufgetragen, ein Licht der Hoffnung zu entzünden - wenn vielleicht auch weniger heute durch Worte als durch Gesten und Taten professioneller Hilfe und selbstloser Liebe. Durch dieses Tun geben wir unserer Hoffnung Ausdruck, dass die österliche Freude wirklich die Kraft hat, „die Nacht hell zu machen“.

### 3. Kirche als „Feldlazarett“? (Papst Franziskus)

Kirche wird heute nicht mehr so sehr als Schutzraum, sondern vielmehr als „Feldlazarett“ erlebt, wie es Papst Franziskus formuliert. Das ähnelt der Analyse Hans Urs von Balthasars, der bereits im Jahr 1952 (!), im Zusammenhang des Welt-Kirche-Verhältnisses, treffsicher von der „*Schleifung der Bastionen*“ sprach. Sein gleichnamiges Büchlein hat auch nach fast 70 Jahren nichts an Aktualität eingebüßt. In ihm sind Aussagen zu finden, die der Kirche, besonders auch ihrer Caritas, Richtung und Ziel geben. Ein Ziel, das ein weiterer Buchtitel Balthasars mit dem Wort „*Glaubhaft ist nur Liebe*“ exakt beschreibt. Denn:

*„Die Veräußerlichung des Kirchenverhältnisses für eine überwiegende Zahl von Kirchenmitgliedern, wie es für lange Jahrhunderte feststellbar ist, kann ... nur als eine Verdunkelung des Eigentlichen und Ursprünglichen angesehen werden, ihre Überwindung als das Hinausschaffen eines Fremdkörpers.“*

Balthasar war weit davon entfernt, zu resignieren. Ganz im Gegenteil, seine „Schleifung der Bastionen“ hat er nie zurückgenommen, sondern immer wieder auf sie hingewiesen. Auch um Missverständnissen zu wehren, entzündete sich sein Optimismus an den Möglichkeiten für die „christlichen Gemeinden“. Ihnen prophezeit er „neue Kraft“, die in die Welt auszustrahlen vermag. Wenn nur eine „Theologie“ vertreten und vor allem vermittelt wird „unter dem Gesichtspunkt des Dienstes“.

Hier wird auch der „Zusammenhang seiner Geschöpfe“ ausdrücklich betont, in dem die Caritas ihren vornehmsten Ort hat.<sup>2</sup> *„Bis in die formalsten Seinsgesetze hinein leuchtet dem Wissenden, der das Seiende gegen das Licht zu halten versteht, das Wasserzeichen Christi entgegen ... so will uns Gott doch nicht anders sichtbar werden als im Zusammenhang seiner Geschöpfe ...“*<sup>3</sup>

„Gott will uns nicht anders sichtbar werden als im Zusammenhang seiner Geschöpfe“ – darum feiern wir Ostern. Denn Ostern ist – anders als Weihnachten – zunächst nicht so sehr das Fest der Familie als vielmehr das Fest des Lebens. In der Natur blüht alles auf, frisches Grün, das Vogelgezwitscher und das Lachen vieler fröhlicher Menschen zeigen etwas von dem, was Leben ausmacht: Leben ist Frohsinn, Freude, Gemeinschaft. Leben ist Lust, Kraft, Ekstase. Mit all dem hat das Fest Ostern zu tun. Warum? Weil „Gott ... uns nicht anders sichtbar werden (will) als im Zusammenhang seiner Geschöpfe“. Darum feiern wir das Neue, den Aufbruch aus Zwängen, Einnengungen, Dunkelheit. Darum sehnen sich die Menschen nach dem Licht.

Und damit bin ich schon bei der christlichen Bedeutung von Ostern. Früher hat man schnell gesagt: „Jesus starb am Karfreitag für unsere Sünden und ist Ostern vom Tode erstanden.“ Heute sind diese Aussagen nicht unwahr, aber vielfach unverständlich. Wir müssen heute anders davon reden, auch in unseren Kirchen. Wir sollten davon reden, dass Menschen so „gebaut“ sind, dass sie ohne Hoffnung nicht leben können: Hoffnung auf Gesundheit, einen guten Beruf, eine gute Familie – ja und auch Hoffnung auf ein gutes Sterben. Und wir erleben vielfach, dass „nicht alle Blütenträume reifen“, dass viele Dinge im Leben „aus den Fugen geraten“. Unsere Hoffnung wird vielleicht auch vielfach enttäuscht.

Und dennoch: Wir fragen und hoffen weiter, dass nicht nur Einzelnes gelingt. Wir hoffen darauf, dass das Ganze, unser ganzes Leben, ja das Leben aller Menschen irgendwie „heil“ wird.

Und es geht noch weiter, wenn wir an die Umweltkrisen, an die Auswirkungen der Pandemie denken: Wir hoffen darauf, dass eigentlich die ganze Schöpfung irgendwie besser wird, „heil“ wird. Und viele Menschen engagieren sich und zeigen im Engagement ihre Hoffnung, ohne dass mitunter viele Worte gemacht werden. Letzten Endes aber wissen wir: Unsere Kraft reicht für sehr viel. Aber sie reicht nicht, *wirklich alles „heil“* zu machen. Wir fragen darum nach dem Grund unserer unbedingten Hoffnung und ahnen mehr als wir wissen, dass das Leben nicht nur Geschenk, sondern auch Verheißung ist. Verheißung – um es in religiöser Sprache zu formulieren – auf ein „Mehr“, auf ein „Leben in Fülle“.

Ostern feiern Christen, dass in der Auferstehung Jesu sowohl Zeichen als auch Wirklichkeit von etwas gegeben sind, das uns „unbedingt angeht“ (Tillich), dass uns etwas gezeigt und gleichzeitig vermittelt wird – und zwar glaubhaft: Unsere unbedingte Hoffnung ist nicht Trug und Schein, sie ist keine Illusion. Sie ist Wirklichkeit. Sie ist schon da, eingebrochen in unser Leben. Sie betrifft uns im Hier und Heute, sie betrifft alle Menschen, alle Generationen auf allen Kontinenten, sie betrifft die gesamte Schöpfung. Das Leben siegt über alle Unwägbarkeiten, weil „die alles bestimmende Wirklichkeit“ sich uns zugewendet hat und uns zugewendet bleibt. Ja, sie bleibt selbst im Tode siegreich.

#### **4. „In Gottes Einsatz leben“ (Hans Urs von Balthasar)**

Aber ist das alles nicht viel zu schön, um wahr zu sein? Es gibt dieses alles zersetzende und alles zerstörende Grundmisstrauen. „Es kann doch nicht wahr sein“ oder „Es kann nicht sein, was nicht sein darf.“ Gerade in den Zeiten der Pandemie haben auch Verschwörungsmysmen „Hochkonjunktur“. Wie kann man mit diesen (An)fragen umgehen, wie mit jenen Menschen einen Di-

alog gestalten, für die die Gläubigen einer großen Illusion hinterherlaufen und der Mann aus Nazareth ein großer Phantast war, dessen Niederlage sich einzugestehen seine Anhänger sich nicht getrauten und auch heute noch nicht zugeben? Der Glaube kann und darf dieser grundsätzlichen Infragestellung – auch und gerade nicht an Ostern, wo Christen feiern, dass sie „im Einsatz Gottes leben“ – ausweichen. Hier wird mir das Glaubenszeugnis Karl Rahners zur Lebenshilfe, weil es mir zu einer ungetrübten Osterfreude verhilft. Rahner fragt nämlich dort weiter, wo viele andere aufhören:

*„Kann es die skeptische Abstinenz einer Entscheidung zwischen Theismus und Atheismus auf die Dauer weiterbringen als zu einem Leben von Banalität, das ängstlich den großen Fragen des Daseins als einem und ganzem ausweicht?“<sup>5</sup>*

Man kann den eigentlichen, den großen Fragen nicht ausweichen, weil auch dieses Ausweichen eine Entscheidung ist! In Bezug auf die Gottesfrage bringt Karl Rahner noch einen weiteren Aspekt ins Gespräch ein:

*„Das Wunder des Daseins besteht nun aber nicht so sehr darin, dass es dieses Geheimnis gibt (wer kann dies eigentlich anders leugnen als dadurch, dass er sich hartnäckig weigert, sich damit zu beschäftigen?), sondern darin, dass man sich mit ihm einlassen kann und darf, ohne im selben Augenblick in die eigene Nichtigkeit zurückgeschleudert zu werden ...“<sup>6</sup>*

Gerade weil die Botschaft des Glaubens, der Religionen, heute, wie zu allen Zeiten, in Frage steht, sollten wir Glaubenszeugen Gehör schenken, die die letzten Alternativen in intellektueller Redlichkeit durchdacht und durchmeditiert haben. Die das Leben, ihr Leben, als Dienst, als „kirchliche Existenz“ verstehen, als Auftrag, eine alles umfassende Hoffnung zu bezeugen – durch die helfende Tat und durch das Wort der Zusage, der Vergebung und der Liebe. Wir sollten jenen Menschen trauen, deren Os-

terfreude sich darin zeigt, dass all ihr Reden und Tun sich aufhebt in die vertrauensvolle Anrede Gottes. Wo Denken und Reden sich aufhebt ins Gebet, da sollten wir aufhorchen. Denn:

*„Was sollte denn den Glauben an Gott erschüttern? Das Hohe und Selige des Lebens kündigt von ihm. Die schrecklichen Abgründe schreien genauso nach ihm, die Banalität des Alltags wird doch nur erträglich in der Hoffnung, dass das Leben des Geistes, der Freiheit und der Liebe nicht in dieser Banalität grausam und endgültig versandet. Die absolute Würde der Liebe und Treue ist inwendig erfüllt und getragen von dem, was wir Gott nennen. Alle Straßen der Zukunft führen zu Gott, wenn sie sich nicht im Nichts verlaufen sollen und so auch die kleinen Wegstücke, die wir darauf abschreiten, sinnlos machen sollen. Mir scheint, in allem blickt Gott mich an und lässt sich begegnen.“<sup>7</sup>*

#### Anmerkungen:

- 1 Hans Urs von Balthasar, Schleifung der Bastionen. Einsiedeln 1952, S. 79.
- 2 Heute reden wir von Gemeinwesenbezügen, vom kirchlichen Engagement in Sozialräumen. All dies ist beileibe nicht neu! Doch hat man je auf die Propheten gehört?
- 3 Hans Urs von Balthasar, a. a. O., S. 82.
- 4 Buchtitel von Hans Urs von Balthasar.
- 5 Karl Rahner/Karl-Heinz Weger, Was sollen wir noch glauben? Freiburg-Basel-Wien 1979, S. 62.
- 6 Ebd., 193.
- 7 Ebd., 66 f.

# Urbane Gottesrede und Eigenlogik der Städte

Wer schon in verschiedenen Städten gelebt oder viele Städte bereist hat, weiß, dass Städte unterschiedlich „ticken“. Solche Charakterisierungen sind immer wieder literarisch verdichtet worden oder finden sich in Feuilletons. So heißt es etwa in einem SpiegelOnline-Artikel: „Städte sind wie Menschen. Köln ist der joviale Saufkumpan, Berlin der unrasierte Szenendichter, Amsterdam die hennahaarige Haschischbraut.“<sup>1</sup> Oder in einer Wochenendausgabe der Süddeutschen Zeitung ist zu lesen gewesen: „München zu bussibus-si, Hamburg zu kühl, Köln zu schwul, also Leipzig.“<sup>2</sup> Die Stadtsoziologin Martina Löw und der Stadtsoziologe Helmuth Berking haben vor einigen Jahren angefangen, diese spezifischen Eigenheiten von Städten empirisch zu erheben. Es entwickelte sich ein eigener, zunehmend einflussreicher Forschungsstrang in der Stadtsoziologie, nämlich die Forschung der „Eigenlogik der Städte“, oder auch „sinnverstehende Stadtsoziologie“ genannt. Jede einzelne Stadt wird hierin als eine eigenständige Größe, als ein eigener sozialer Raum wahrgenommen, in den kulturwissenschaftlich und raumsoziologisch betrachtet Sinnstrukturen eingeschrieben sind, die auf die Stadtmenschen wirken und sie in ihrem Denken, Fühlen und Handeln beeinflussen. Diese Sinnstrukturen konstituieren die Eigenlogik einer Stadt. Auf der Ebene des praktischen Sinns von Stadtbewohner\*innen ist es möglich, diese Eigenlogik zu analysieren und systematisieren, so dass sozialwissenschaftlich begründet gesagt werden kann,

dass jede Stadt anders ist und dass sich Städte signifikant voneinander unterscheiden. Die Differenz der Städte, wie sie durch Literatinnen oder Feuilletonisten oder im reinen Alltagswissen durch Charakterisierungen der Eigenheiten versprachlicht werden, ist also keine bloße Imagination, sondern empirisch belegbar. Interessant ist daher die Frage, ob dieser neue Ansatz für die urbane Gottesrede fruchtbar gemacht werden kann. Doch bevor der stadtsoziologische Eigenlogik-Ansatz mit einer urbanen Gottesrede in Verbindung gebracht werden soll, ist zu bedenken, dass „Stadtluft“ nicht nur freimacht, sondern auch eine zunehmend indifferente Haltung gegenüber dem Glauben und der Religiosität mit sich bringt.

## 1. Großstädte im verschärften Säkularisierungsprozess

Gerade in westeuropäischen Großstädten zeitigen die Modernisierungsprozesse eine starke Wirkung auf die Religiosität und religiöse Praxis der Stadtbewohner\*innen. Wie der Religionssoziologe Gert Pickel aufgewiesen hat, laufen in großen Städten verschärfte Säkularisierungsprozesse ab. Die zunehmende Urbanisierung fördert „Brüche in der Bindung an gewohnte religiöse Gemeinschaften und die wachsende Mobilität der Menschen führt zu einem allmählichen Abbruch religiöser Bindungen. [...] In Städten, womit hier weitgehend Großstädte gemeint sind, breiten sich Selbstverwirklichung und Gottvergessenheit in stärkerem Maße aus als in anderen Gebieten und Räumen.“<sup>3</sup> Urbanisierung betrachtet Pickel als „ein Element von verschärften Säkularisierungsprozessen, zumindest aber Entkirchlichungsprozesse“<sup>4</sup>. Hinzu kommt, dass die „Großstadt der fast natürliche Ort individualisierter Bastelreligiosität wie neuer Religionsausbildung“<sup>5</sup> ist. In Großstädten, so der Religionssoziologe, zeigt sich der Bedeutungsverlust von Religion als sinnstiftender und sozialer Instanz am deutlichsten. Die Kirchenmit-

gliedszahlen, die Pickel auf der Basis von Strukturdaten zwischen 2008 und 2016 erhoben hat, sind in Großstädten immer niedriger als in Kleinstädten oder ländlichen Gebieten. Neben Raten von unter 20% in Ostdeutschland (z.B. Leipzig: 16%, Magdeburg: 13,1%, Halle: 11,9%, Dresden: 18,9%) finden sich auch in Westdeutschland mittlerweile Großstädte, in denen die Zugehörigkeit zu einer christlichen Religion (fast) Minderheitenstatus erreicht hat (z.B. Frankfurt a. Main mit 47%). Andere westdeutsche Großstädte wie Stuttgart, Hannover oder Köln liegen mit ihren Kirchenmitgliedszahlen noch bei zwischen 50 und 60% der Stadtbevölkerung. Nehmen die Kirchenaustrittszahlen in diesen Städten zu, werden die Kirchen auch dort bald einen Minderheitenstatus annehmen. Berlin konnte im besagten Zeitraum gerade noch 28% an Kirchenmitgliedschaft verzeichnen. Im Ergebnis heißt das: „Die Entkirchlichung des Christentums ist in den Großstädten am weitesten vorangeschritten.“<sup>6</sup> Für die individuelle Religiosität konstatiert Pickel: „Je städtischer eine Region ist, desto geringer ist die durchschnittliche individuelle Religiosität.“<sup>7</sup>

Wenn nun Urbanisierung das Kirche-Sein und die individuelle Religiosität in großen Städten verändert und wenn die Gottesrede in Resonanz mit den religiös indifferenten, religiös individualisierten oder kirchenfernen Stadtmenschen treten soll, dann sollte sie kontextualisiert werden, d.h. urban werden, was ein Verständnis der urbanen Logik voraussetzt. Doch, was bedeutet eine urbane Logik und der urbane Kontext? Eine Antwort darauf gibt die klassische stadtsociologische Forschung, und zwar der Forschungsansatz, der die Stadt als ein Laboratorium versteht.

## 2. Stadt als Laboratorium

Die Stadt als ein Laboratorium verstanden meint, dass sich in ihm gesellschaftliche und kulturelle Transformationen aufgrund

von Modernisierungsprozessen abspielen. Diese Transformationsprozesse werden als ein Indikator für gesamtgesellschaftliche Modernisierungsprozesse angesehen. Die Gründungsväter der Soziologie (Weber, Simmel, Durkheim oder Park) stimmten vor knapp hundert Jahren darüber überein, dass sich in der modernen Großstadt eine neue Vergesellschaftungsform entwickelt und soziologisch lesbar geworden war, nämlich die kapitalistische Gesellschaft, die sich heute in Richtung Hyperkapitalismus transformiert. Der Kapitalismus hat einen Wertewandel hin zur Nutzen- und Gewinnmaximierung befördert, die sich auch auf die Beziehungen und den einzelnen Menschen auswirkt. Eine moderne, kapitalistische Stadtgesellschaft ist geprägt von Konsum, sie bringt neue Lebensstile, neue Milieus, neue Gesellschaftsschichten, neue Berufe hervor und das Geschlechterarrangement verändert sich. Neue Formen von Armut und sozialer Ungerechtigkeit wurden und werden geschaffen. Das soziale Ungleichheitsproblem ist bis heute nicht gelöst. Für die Großstadtmenschen erzeugt das Leben in einer (post-)modernen Großstadt ambivalente Erfahrungen. Großstadtmenschen leben zwischen Individualisierungsanspruch, ja inzwischen Singularitätsanspruch, wie der Soziologe Andreas Reckwitz jüngst herausgearbeitet hat, und mangelnder sozialer Bindung. Einerseits ermöglichen die hohe Dichte an Menschen und die in sich heterogene Stadtbevölkerung ganz neue Freiheitsspielräume zur individuellen Selbstentfaltung. Andererseits sind allerdings gerade die Massen an Menschen und ihre Heterogenität dafür verantwortlich, dass soziale Beziehungen in Großstädten durch einen Verlust an sozialer Bindekraft gekennzeichnet sind. Ein Verlust der sozialen Bindekraft in einer Großstadtbevölkerung zeigt sich auch in einer verschärften Trennung der sozialen Schichten. Sichtbar wird dies in der Segregation, also der räumlichen Trennung von Bevölkerungsgruppen im Stadtraum, die vor allem für die ärmeren Bevölkerungsgruppen schwierig ist, da sie oft genug

prekäre Lebensumstände fortschreibt. Die Gentrifizierung hat sogar viele Menschen obdachlos werden lassen. Angesichts dieser sozialen Differenzen und Probleme in der Stadt hat der Soziologe Edgar Salin schon vor vielen Jahren davon gesprochen, dass ein urbaner Lebensstil mit der Pflicht einhergeht, am Geschick der Stadt Anteil zu nehmen.<sup>8</sup> Dies ist eine Forderung, die auch schon Paulus oder der Prophet Jeremia ihren Gläubigen ans Herz gelegt haben. Jeremia riet den deportierten Jerusalemer Juden in Babylon: „Sucht das Wohl der Stadt, in die ich euch weggeführt habe, und betet für sie zum Herrn; denn in ihrem Wohl liegt euer Wohl!“ (Jer 29,7). Er mahnt, das Leben in der paganen Metropole zu akzeptieren, dort heimisch zu werden und sich um den „Shalom“ der Stadt zu sorgen. Was ist aber das Wohl und Glück der Stadt? Was dient ihrem Wohlergehen?

### 3. Das Wohl der Stadt

Das Wohl der Stadt wird gemäß der *Agenda 30* der Vereinten Nationen gefördert, wenn die Städte inklusiver, sicherer, resilienter und nachhaltiger gemacht werden.<sup>9</sup> Soziale Inklusion schafft sozialen Frieden. Eine vor Kriminalität möglichst sichere Stadt lässt die Menschen frei von Angst und Gewalt leben. Ein gutes Risikomanagement schützt vor vermeidbaren Gefahren, die der Klimawandel und andere mögliche (Natur-)Katastrophen für die Stadtbewohner\*innen bedeuten können. Und ökologisch nachhaltige Städte erhöhen nicht nur die Lebensqualität, sondern ermöglichen ein gutes, gesundes urbanes Leben für zukünftige Generationen (*urban sustainability*). Das diesen Forderungen zur Zukunftsfähigkeit von Städten zugrundeliegende Credo der Vereinten Nationen lautet, dass es keinen Frieden ohne nachhaltige Entwicklung geben kann und keine nachhaltige Entwicklung ohne Frieden.<sup>10</sup> Die vielfältigen Appelle von Papst Franziskus in seinen Reden und Verlautbarungen (z.B. *Laudato Si*) stehen in enger Nähe zu

den Zukunftsvorstellungen der Vereinten Nationen von einer friedlichen und humanen Gesellschaft. Er schätzt die gegenwärtige postmoderne Zeit als eine ein, die mit einer anthropologischen und sozio-ökologischen Krise einhergeht und fordert infolgedessen, eine neue, evangeliumsgemäße Kultur zu etablieren – auch in den Städten. Das christliche Bild für eine soziokulturelle Umwelt, in der die Menschen ohne Nöte und Kummer leben können, ist das Reich Gottes auf Erden, das im Bild vom Neuen Jerusalem (Offb 21,9-22,5) seine detaillierteste biblische Entfaltung findet. Das Stadtbild „Neues Jerusalem“ ist das Symbol einer Kultur des friedlichen und humanen Zusammenlebens zwischen Gottgläubigen und Gott sowie zwischen dem Gottesvolk und anderen Völkern im Einklang mit der Natur. Im Reich Gottes bzw. im Neuen Jerusalem sind die menschlichen Grundbedürfnisse (Nahrung, soziale Anerkennung, friedliche Gemeinschaft) und das Bedürfnis von Gläubigen nach der Präsenz Gottes vollauf gestillt. Das Reich Gottes ist der Inbegriff von Sinn und Glück schlechthin. Jesus vergegenwärtigte diese Art von Shalom in seiner Reich-Gottes-Verkündigung in Wort *und* Tat, wobei vor allem die Marginalisierten zu den Erstadressaten dieser Heilszuwendung zählten.

Wenn Kirche nun urbane Gottesrede nicht nur verbal, sondern auch handlungsorientiert versteht und sich dabei an den Empfehlungen der Vereinten Nationen in der *Agenda 30* für eine nachhaltige Stadt sowie an dem von Papst Franziskus verwendete Idealbild einer humanen, friedlichen und ökologischen Stadt – das Neue Jerusalem – bzw. der Reich-Gottes-Verkündigung Jesu orientiert, kann sie auf institutioneller, pfarrkirchlicher oder persönlicher Ebene das Wohl der Stadt fördern. So kann Kirche eine wichtige Akteurin im Stadtraum werden, die sich mit anderen städtischen Institutionen, Hilfswerken, Organisationen vernetzt oder mit Akteuren einer transkapitalistischen Gesellschaftsbewegung zusammenschließt, um effektiver einen

sozial-ökologischen urbanen Lebensstil zu fördern – sowohl im Stadt, als auch im Binnenraum der Kirche. Sie kann ihre eigenen städtischen Kirchengebäude ökologisch und klimafreundlich umgestalten.

An dieser Stelle kommt nun aber wieder der stadtsoziologische Ansatz der Eigenlogik der Städte ins Spiel. Er bietet einen hilfreichen Zugang, wenn es darum gehen soll, dass die Kirche den Stadtraum im Sinne der Reich-Gottes-Verkündigung Jesu wirksam mitgestalten will. Voraussetzung dafür, eine Stadt effektiv zu verändern, ist, wie Martina Löw darlegt, die Eigenlogik einer Stadt zu verstehen.

#### 4. Eigenlogik der Städte

Die sinnverstehende Stadtsoziologie arbeitet unter der Voraussetzung der Differenz zwischen Städten. Es ist dem Pluralitätsdenken der Postmoderne zu verdanken, dass die lokale Spezifik einer Stadt in den Fokus der Stadtforschung gerückt ist und inzwischen in der Stadtplanung und im Städtemarketing dezidiert berücksichtigt wird. Die Differenz zwischen den Städten beruht auf der spezifischen Eigenheit der Städte, die begründet ist durch die lokale Besonderheit und die spezifische Einbindung in verschiedene regionale und überregionale Gegebenheiten.<sup>11</sup>

##### *Was ist Eigenlogik?*

Die sinnverstehende Stadtsoziologie versteht nun unter dem einleitend erwähnten Charakter einer Stadt die Strukturlogik einer Stadt, welche die Stadt wie eine „Hintergrundmelodie“<sup>12</sup> durchzieht. Städte werden in dieser neuen Lesart der sinnverstehenden Stadtsoziologie als „ein sehr spezifisches räumliches Strukturprinzip“<sup>13</sup> verstanden. Die Stadt als räumliches Strukturprinzip wirkt nun vergesellschaftend in dem Sinne, dass die Strukturlogik einer Stadt „kollektiv im praktischen Bewusst-

sein [der Stadtbewohner\*innen, M.B.] immer wieder reproduziert oder nur in Facetten nivelliert wird.“<sup>14</sup> Diese Theorie von der vergesellschaftend wirkenden Strukturlogik einer Stadt ist inzwischen mittels einiger empirischen Studien belegt worden, so dass empirisch nachgewiesen werden konnte, dass Praktiken und Strukturen sich stadtspezifisch herausbilden und reproduzieren. Wenn die Forschungsarbeiten zeigen, dass der Stadtraum als Strukturprinzip „aktiv“ ist, dann verfügt er über eine Eigenlogik, die das soziale Handeln und Denken der Menschen in einer Stadt beeinflusst.<sup>15</sup> Die Eigenlogik meint die stadtsoziologische „Einsicht, dass sich eine unhinterfragbare Gewissheit über diese Stadt in unterschiedlichen Ausdrucksgestalten im Handeln finden und insofern rekonstruieren lässt“<sup>16</sup>. Diese Eigenlogik darf aber nicht mit bewusst-selbstreflexiven Gesetzmäßigkeiten im Handeln der Stadtbewohner\*innen verwechselt werden, vielmehr macht sich die Eigenlogik einer Stadt bemerkbar „als vor Ort eingespielte, zumeist stillschweigend wirksame präreflexive Prozesse der Sinnkonstitution (Doxa) und ihrer körperlich-kognitiven Einschreibung (Habitus)“<sup>17</sup>.

##### *Ertrag für urbane Gottesrede*

Städte als soziale Räume wirken vergesellschaftend und können dabei Prozesse der sozialen Ungleichheit in spezifischer Weise beeinflussen.<sup>18</sup> Der Nutzen einer solchen Rekonstruktion der Eigenlogik besteht folglich darin, die Erforschung von sozialer Ungleichheit um eine weitere Perspektive zu ergänzen: Die unterschiedliche Verteilung von Lebenschancen in den einzelnen Städten kann auf die jeweils geltenden Praxisformen zurückgeführt werden, an welche die Stadtgesellschaften gebunden sind.<sup>19</sup> Löw ist der Ansicht, dass mittels der Rekonstruktion der Eigenlogik der Städte neue Handlungsoptionen aufgezeigt werden können. Dies ist vor allem für Städte mit einer prekären sozialen Lage und Po-

sition interessant, da dieses Wissen dazu beitragen kann, soziale Ungleichheit und Armut zu mildern, indem modifizierend auf die Eigenlogik eingewirkt wird<sup>20</sup>, sei es durch Ikonographik, wie es in der Städteplanung geschieht, oder durch andere mediale Kommunikationsformen. Eine Voraussetzung für die Änderung einer Stadt in Richtung Humanität und Gerechtigkeit ist also aus Sicht der Eigenlogik-Forschung das Verständnis ihres praktischen Sinns. Löw vertritt die These, „dass sich Entwicklungen von Städten nur dann effektiv beeinflussen lassen, wenn die ‚Eigenlogik‘ einer Stadt verstanden wird.“<sup>21</sup>

Wenn aber diese These der sinnverstehenden Stadtsoziologie stimmt, dann kann dies für die kirchliche urbane Verkündigung hilfreich sein, wenn die Kirche sich fragt, wie sie die Entwicklung der Stadt positiv beeinflussen kann, so dass im Sinne der Reich-Gottes-Verkündigung Jesu das Reich Gottes in den (Groß-)Städten als eine humane Kultur des Zusammenlebens (zunehmend) sichtbar werden kann. Wenn die Kirche die Eigenlogik einer Stadt für ihre Mitarbeit am Kommen des Reiches Gottes berücksichtigt, dann erhöhen sich, so die These, die Chancen, Lebensumstände in der Großstadt zu verbessern. In dieser Hinsicht ist dieser Ansatz für die Theologie und Kirche von Interesse.

### *Beispiele*

Durch die spezifische Eigenlogik einer Stadt kann in der Gottesverkündigung eine ortsbezogene Brücke zur Lebenswelt der Stadtbewohner\*innen gebaut werden und diese über einen Aspekt des Evangeliums, der in einer Stadt nottut oder ihre Eigenlogik besonders charakteristisch trifft, besonders verstärkt werden kann. Wenn zum Beispiel für München in der Eigenlogik Bodenständigkeit, Ruhe und die Fähigkeit, den Fremden zu lieben (manifestiert im städtischen Werbeslogan „Munich loves you“ und konkret an der gastfreund-

schaftlichen Aufnahme der Flüchtlinge im Sommer 2015 mit den Plakaten „refugees welcome“ am Bahnhof) basal sind<sup>22</sup>, dann kann aus dieser Eigenlogik die Fremdenliebe verstärkt und bei der Bodenständigkeit das kreative, innovative Potential Gottes betont werden. Oder wenn sich die Eigenlogik Berlins mitunter durch Spaltung und Widersprüche auszeichnet, weil dort bunt zusammengewürfelt etwas zusammenkommt, was aber nicht zusammenwächst<sup>23</sup>, dann könnte der Aspekt der Einheit bei gleichzeitiger Verschiedenheit, wie er im Symbol der Trinität geglaubt wird, stark gemacht werden. Oder wenn man in Frankfurt viel Geld verdient, und es aber zur Eigenlogik der Stadt gehört, fast keines auszugeben<sup>24</sup>, dann könnte der Aspekt des teilenden Gottes hervorgehoben werden. Bei Frankfurt, so Löw, steht außerdem ständig die Frage im Raum: „Was stellt die Stadt in der Welt dar?“. Im Blick auf die Selbstidentität der Frankfurter hat dies zur Folge, dass in Frankfurt offengelassen wird, was ein Frankfurter ist. Das hat für die Zuwanderer zur Folge, dass ein Fremder in Frankfurt Fremder bleibt. Positiv gewendet kann man auch sagen, dass er ein Fremder bleiben darf. Wenn die Weltoffenheit und der Blick nach außen so stark sind, dass die Stadt in Richtung Disparität tendiert und Fremde fremd bleiben, wäre aus christlicher Sicht der Gemeinschaftssinn zu stärken, was selbstverständlich auch eine Stärkung der Selbstidentität voraussetzt. Wenn nun neben der kosmopolitischen Ausrichtung der Frankfurter\*innen auch Gemeinschaftssinn und Selbstidentität zur Eigenlogik Frankfurts hinzugehören sollen, kann dies über Geschichten und Bilder geformt werden. Löw und andere Eigenlogik-Forscher haben verdeutlicht, dass Geschichten und Bilder einer Stadt eine große Rolle für deren Eigenlogik spielen. Gerade Legenden, Mythen oder Erzählungen einer Stadt müssen dabei gar nicht jahrhundertealt sein, um eine Wirkung auf die Selbstidentität zu erzielen und eine neue Tradition zu konstruieren. Das barocke Dresden zum Beispiel wurde mit dieser Durchdringungskraft erst

nach der Wende neu erfunden, wie Löw bemerkt. In diesem Sinne könnte die urbane Verkündigung mit einer neuen Erzählung über die Stadt ansetzen, die eine Geschichte von einer starken städtischen Gemeinschaft erzählt, in der alle wertvoll sind und in der Fremde Freunde werden. Eine solche Erzählung könnte in Zusammenhang mit dem Gottesbild Jesu oder mit Jesus selbst gebracht werden, wonach Gott eine hohe sozialintegrative Kraft hat und einen jeden Einzelnen als wertvoll und teuer erachtet.

### *Umsetzung*

Wenn also die Kirche die Eigenlogik einer Stadt kennt, dann kann sie mithilfe ihrer Gottesrede auf positive Art und Weise auf die Integration von Benachteiligten der Gesellschaft einwirken und der urbanen Ethik ein humanes Gesicht verleihen. Empfehlenswert ist es also, die Eigenlogik einer Stadt zu berücksichtigen, wenn die Gottesrede in Resonanz mit der Stadtbevölkerung gehen soll. Ist die Eigenlogik einer Stadt bekannt (sofern sie bereits empirisch erhoben worden ist), können in der Gottesverkündigung spezielle Aspekte Gottes hervorgehoben oder auch lebensethische Empfehlungen Jesu thematisiert werden. Gleichnisse, Bildworte, Bilder, Performances (symbolische Zeichenhandlungen), Filmmaterial aller Art oder Geschichten sind geeignete Mittel, um Menschen zu erreichen, wenn sie etwas mit dem alltäglichen Leben der Menschen zu tun haben, wenn darauf geachtet wird, dass diese Bildworte etc. in Korrelation zur heutigen Zeit und Lebensrealität stehen und keine inhumane und ungerechte Botschaft transportieren. Solche Bilder sind in pragmatischer Hinsicht gute Mittel der Verkündigung, da sie helfen können, das urbane Leben zu verbessern. Wichtig ist auch, dass eine Sprache verwendet wird, die aktuell gesprochen wird und die sich nicht traditioneller Kirchenformeln bedient, eine gesprochene Sprache, die darüber hinaus offene, einfühlsame Formulierungen wählt

und somit dialogisch ausgerichtet ist. Postmoderne Milieus, die meist kirchenfern oder religiös indifferent sind, sind in ganz besonderer Weise auch digitale Bürger\*innen. So ist bei der Gottesrede in den Sozialen Medien darauf zu achten, dass die Bilder und Videos ästhetisch ansprechend gestaltet sind, weil postmoderne Milieus darauf Wert legen. Wenn nun gegenläufige Praktiken, andere Geschichten oder Bilder auf den praktischen Sinn der Stadtbewohner\*innen transformierend wirken können, ist hierbei auch hermeneutische Vorsicht und Sorgfalt geboten. Es wäre fatal, wenn Gottesbilder einer ikonographisch ausgerichteten urbanen Gottesrede Inhumanität oder Diskriminierung transportieren und Ungerechtigkeiten legitimieren würde. Dies wäre gerade im Blick auf jene modernen Großstadtmenschen, die ethisch sensibel sind, nicht nur kontraproduktiv, sondern stünde auch im Widerspruch zu der Reich-Gottes-Verkündigung Jesu.

### **Schlussbemerkung**

Je mehr diese urbane Gottesverkündigung mit der Eigenlogik einer Stadt in positive oder provozierende Resonanz geht, umso besser können ihre Bewohner\*innen erreicht werden – auch kirchendistanzierte oder religiös indifferente Stadtmenschen. Bilder, Geschichten und Handlungen sind ein probates Mittel der Gottesrede. Auch Jesus oder Paulus haben in ihrer Verkündigung Bildworte und Gleichnisse verwendet oder lebten beispielhaft im Sinne ihres Verständnisses der Frohen Botschaft vom Anbruch der Heilszeit Gottes, um die Menschen zu einer Transformation im Denken und Handeln zu bewegen. Die Bewirkung einer Transformation im Denken und Handeln ist ja die zentrale Intention der Reich-Gottes-Verkündigung Jesu gewesen („Kehrt um und glaubt an das Evangelium“, Mk 1,15). Durch eine andere Denkweise und Praxis, nämlich eine sozial inklusive, sind die frühchristlichen Gemeinden in ihren städtischen Kontexten zum Stadtgespräch

geworden und wirkten anziehend. Die Kirche kann nun in ihrer urbanen Gottesverkündigung mithilfe der Eigenlogik einer spezifischen Stadt die Stadtgesellschaft darin unterstützen, sich im Sinne einer christlich-urbanen Logik neu zu konstituieren. Sie kann damit zugleich auch auf ein nicht-evangeliumsgemäßes Gottesbild, das in der urbanen Logik bereits existent sein könnte, einwirken. Denn die Eigenlogik einer Stadt ist geprägt durch historische Wissensbestände einer Stadt, also durch einen tradierten und tradierbaren relationalen Sinnzusammenhang aufgrund historischer Erfahrungen und Erzählungen<sup>25</sup>, und dazu gehören auch die städtische Religionsgeschichte und ihre Gottesverkündigung im Laufe der Geschichte. Die in jener Verkündigung tradierten Gottesbilder prägen in bestimmter Weise die Logik der Stadt bis heute, so dass diese Tradierungen durchaus Einfluss auf die gegenwärtige Praxeologie einer Stadtbevölkerung nehmen können. Eine menschenfreundliche Gottesverkündigung, wie sie Jesus praktiziert hat und wofür das Leben und die Auferstehung Jesu stehen, könnten für die Städte im hier und heute ein kritisches Korrektiv sein und dem Wohl einer (post-)modernen Stadt und ihren Menschen dienen.<sup>26</sup>

## Anmerkungen:

- 1 Spiegel Online, 13.7. 2017.
- 2 Süddeutsche Zeitung, Wochenendausgabe vom 17./18. März 2007.
- 3 Pickel, Gert, Religiosität in den Städten. Formierungen zwischen religiösem Pluralismus und Säkularisierung (im Erscheinen).
- 4 Ebd.
- 5 Ebd.
- 6 Pickel, Gert, Kirche und Christentum in der modernen Großstadt. Stadt und Glauben vom Mittelalter bis in die Gegenwart, in: Bünz, Enno/Kohnle, Armin (Hrsg.), Das religiöse Leipzig, Leipzig 2013, 519.
- 7 Ebd., 520.

- 8 Vgl. Hanemann, Christine, Stadtsoziologie, in: Miege, Harald A./Heyl, Christoph (Hg.), Stadt. Ein interdisziplinäres Handbuch, Stuttgart-Weimar 2013, 64–86, 72f.
- 9 Ziel 11 der 17 *Sustainable Development Goals* aus dem Jahr 2015, in: United Nations, Declaration: Transforming our World: the 2030 Agenda for Sustainable Development, 26.
- 10 United Nations, Declaration: Transforming our World, 6.
- 11 Vgl. Löw, Martina, Soziologie der Städte, Frankfurt a. M. 2012, 18f.
- 12 Berking, Helmuth, Städte lassen sich an ihrem Gang erkennen wie Menschen. Skizzen zur Erforschung Stadt und der Städte, in: Berking, Helmuth/Löw, Martina (Hrsg.), Die Eigenlogik der Städte. Neue Wege für die Stadtforschung, Frankfurt a. M.-New York 2008, 15–31, 27.
- 13 Berking, Städte, 18.
- 14 Löw, Soziologie der Städte, 17.
- 15 Vgl. Löw, Martina, Eigenlogische Strukturen – Differenzen zwischen Städten als konzeptuelle Herausforderung, in: Berking, Helmuth/Löw, Martina, Eigenlogik der Städte. Neue Wege für die Stadtforschung, Frankfurt a. M.-New York 2008, 33–53, 40f.
- 16 Löw, Martina, Städte als sich unterscheidende Erfahrungsräume. Grundlagen der sinnverstehenden Stadtsoziologie, in: Herrmann, Heike u.a. (Hg.), Die Besonderheit des Städtischen. Entwicklungslinien der Stadt(soziologie), Wiesbaden 2011, 49–67, 64.
- 17 Löw, Eigenlogische Strukturen, 42.
- 18 Löw, Soziologie der Städte, 32.
- 19 Vgl. Löw, Städte als sich unterscheidende Erfahrungsräume, 64.
- 20 Vgl. Löw, Soziologie der Städte, 139.
- 21 Vgl. Löw, Soziologie der Städte, 18.
- 22 Vgl. Löw, Soziologie der Städte, 229.
- 23 Vgl. Löw, Soziologie der Städte, 230.
- 24 Vgl. Löw, Soziologie der Städte, 10.
- 25 Vgl. Löw, Eigenlogische Strukturen, 46f.
- 26 Der Text basiert auf der Habilitationsschrift: Bär, Martina, Urbane Logik und Theo-Logik. Gottesrede in (post-)modernen Stadtgesellschaften, Freiburg-Basel-Wien 2020.

# Corona und die Kirche

## Gedanken zur Verweltlichung einer Glaubens-Institution

---

Corona hat nicht nur das Leben der Menschen, sondern auch den Alltag in den Institutionen der Gesellschaft verändert. In Schulen, Betrieben und Unternehmen ist nichts mehr wie früher. Abstandsregeln, Hygienekonzepte, Online-Meetings und Home-Office zwingen alle Akteure zu völlig neuen Formen des Zusammenlebens und der Kommunikation. Der Kontakt aus nächster Nähe und in großer Runde ist durch Formen eines „social distancing“ ersetzt worden, in denen die Beteiligten nur noch unter großen Vorsichtsmaßnahmen miteinander in Beziehung treten.

Institutionen, die bei ihrer Arbeit auf die persönliche Nähe zu anderen Menschen angewiesen sind, werden von der Krise besonders stark betroffen. Beratungen oder Hilfeleistungen sind nur noch unter großen Schwierigkeiten möglich, sie finden in einem fachfremden Setting statt oder müssen ganz unterbleiben. In sehr vielen Fällen findet der Kontakt zu Hilfsbedürftigen nur noch durch Trennscheiben oder unter Einsatz aufwendiger Sicherheits- und Schutzkleidung statt. Manchmal wird sogar behauptet, der Verzicht auf Kontaktaufnahme sei die beste Form von Nähe und Anteilnahme.

Auch an der Kirche sind die Veränderungen im Beziehungsverhältnis der Menschen nicht vorbeigegangen. Mit dem Beginn der Krise wurden strenge Regelungen zum Kirchenbesuch und zur Durchführung der Gottesdienste erlassen, die bis heute Gültigkeit besitzen. In der Zeit des ersten Lockdowns mussten die Kirchenräume ge-

schlossen bleiben und die Gottesdienste zur Feier des Osterfestes wurden abgesagt. Am Ende des vergangenen Jahres konnten die Weihnachtsgottesdienste nur für eine begrenzte Anzahl von Besuchern und wiederum nur unter strengen Sicherheitsmaßnahmen durchgeführt werden.

## Gebt dem Kaiser, ...

Ähnlich wie andere gesellschaftliche Institutionen konnte sich auch die Kirche den staatlich verordneten Auflagen nicht entziehen. Nach Einschätzung der amtlichen Behörden war das Risiko einer großflächigen Verbreitung des Virus zu hoch und gerade zu Beginn der Krise wurden immer wieder „Hotspots“ ausgemacht, die als Beschleuniger der Ansteckungswelle galten. Die Kirchen haben es aus gutem Grund vermieden, in den Verdacht der Unterstützung von „Superspreadern“ zu geraten.

Andererseits konnte sich aber auch der Eindruck aufdrängen, dass die Kirche viele Auflagen sozusagen im vorausseilenden Gehorsam erfüllt und vielleicht sogar übererfüllt hat. In dem Versuch, ihre Gläubigen vor Ansteckungsgefahren zu schützen, hat die Kirche mit perfekt ausgearbeiteten Hygienekonzepten geworben, die Gottesdienste über Online-Medien übertragen und sogar den Verkauf von Weihnachtsbäumen oder die Aktion der Sternsinger kontaktlos organisiert. Die Kirche hat ihre Angebote sozusagen in einem keim- und ansteckungsfreien Raum präsentiert.

Was die Kirche aber nicht versucht hat, das war eine kritische Auseinandersetzung mit den Auswirkungen der Krise auf die Lebensverhältnisse der Menschen, auf die Situation der Gläubigen und auf das eigene Selbstverständnis. Die Kirche hat zwar gespürt, dass die staatlich verordneten Einschränkungen auch den Auftrag ihrer eigenen Institution ganz wesentlich betreffen, sie hat diesen Auftrag aber nicht als Gegengewicht zu den staatlichen Maß-

nahmen in die Waagschale geworfen. Sie hat dem Staat gegeben, was des Staates ist, aber zu wenig nach der zweiten Hälfte des Satzes gefragt, der von Gott und der Rolle des Glaubens handelt.

## **Flutterbänder im Kirchenraum**

Was damit gemeint ist, kann man vielleicht am ehesten daran erkennen, wie sich durch Corona die Umstände des Gottesdienstbesuches verändert haben. Auf den ersten Blick scheint es hier lediglich um technische Maßnahmen zu gehen, die sich am Rande der zentralen Glaubensvollzüge abspielen. Tatsächlich wird aber auch dieser Kern unmittelbar berührt. Die Maßnahmen verändern den Raum, in dem die Menschen zum Gottesdienst zusammenkommen und zugleich die Art und Weise, wie der Gottesdienst gefeiert wird. Sie verändern die Voraussetzungen und den Sinn, mit dem der Ritus vollzogen wird.

Dabei ist einerseits vieles verschwunden, was man aus den Zeiten vor der Krise kannte. Die Schale, in der das Weihwasser aufbewahrt wird, ist ausgetrocknet und häufig noch zusätzlich mit farbigen Markierungen abgeklebt. Die Gesänge sind verstummt und die Gemeinde begleitet das Spiel der Orgel allenfalls mit einem gedämpften Summen. Aus Rücksicht auf das Kontaktverbot reichen sich die Gläubigen zum Friedensgruß nicht mehr die Hände, und nach dem Gottesdienst stehen sie auch nicht mehr in Gruppen zum Gespräch beisammen. Es kommen zwar immer noch viele Menschen zum Gottesdienst, es hat aber den Anschein, als dürften sie nicht zur Gemeinde zusammenfinden.

Andererseits sind aber auch viele Dinge hinzugekommen, die es früher nicht gegeben hat. An die Stelle des Weihwassers sind die Flaschen mit dem Desinfektionsmittel und die Stapel aus Papiertüchern getreten. Nach dem Abholen der Gesangbücher müssen sich die Gläubigen zunächst in Listen

eintragen, mit denen die amtliche Kontaktverfolgung garantiert werden soll. In den Bänken bleibt jeweils ein Nachbarsitz frei, damit der Mindestabstand gewahrt bleibt – wobei es regelmäßig kritische Blicke zur Folge hat, sobald dieser Abstand überschritten wird.

Hinzugekommen sind auch die vielen Markierungen, mit denen Zu- und Abgänge gekennzeichnet oder Teile des Kirchenraums sowie komplette Sitzreihen abgesperrt werden. Sehr häufig greifen die Verantwortlichen dabei zu Flutterbändern, wie sie im öffentlichen Raum zum Absperren von Bau- oder Gefahrenstellen benutzt werden. Viele Kirchenräume werden heute von diesen rot und weiß gemusterten Bändern durchzogen, die unwillkürlich den Eindruck aufkommen lassen, auch hier sei an jeder Stelle mit einer unvermittelt auftretenden Gefahr zu rechnen.

Am meisten irritiert jedoch der Umstand, dass die Menschen sich nur noch mit Gesichtsmaske in den Kirchenraum begeben dürfen. Die Priester waren die ersten, die eine solche Maske angelegt hatten – was man mit der relativ hohen Anzahl der Kontakte zu den Gläubigen begründete. Nach und nach folgten vereinzelt Gläubige, die sich mit der Maske gegen Ansteckungen schützen wollten, und zum Ende des vergangenen Jahres wurde die Maske für alle Gottesdienstbesucher zur Pflicht gemacht. Seitdem gibt es keinen Gläubigen mehr, der sich ohne Verhüllung in die heilige Messe begibt.

## **Abstand zu Gott und den Menschen**

Sobald wir einen Kirchenraum betreten, befinden wir uns in einen Raum, der symbolisch aufgeladen ist. Alle Handlungen werden zum Zeichen für etwas anderes, das über die einzelne Handlung hinausweist. Es ist daher keineswegs beliebig, wenn im Kirchenraum einzelne Details oder Dinge verändert werden. Sobald dies geschieht, verändert sich auch der Sinn der Handlungen

und das Verhältnis zu dem Ganzen, in das diese Handlungen eingebettet sind.

Man kann daher auch fragen, wie sich der Sinn des Gottesdienstbesuches ändert, wenn das Weihwasser durch Hygienemittel ersetzt wird oder die Kniebeuge vor dem Betreten des Mittelgangs durch eine Verneigung vor den Formularen der örtlichen Gesundheitsbehörde. Es lässt sich nicht ganz von der Hand weisen, dass solche Maßnahmen den sakralen Charakter des Ritus in verschiedener Hinsicht profanisieren. Der heilige Raum wird, zumindest an der einen oder anderen Stelle, gegen einen weltlichen Raum ausgetauscht. Es wird ihm die Möglichkeit genommen, zu einem Raum zu werden, der auf anderes verweist.

Möglicherweise hat das aber auch Konsequenzen für den Ritus selbst. Wenn es im Kirchenraum kaum noch eine Stelle gibt, die nicht mit Flatterbändern markiert oder abgedeckt wird, dann werden auch die Bedeutungen übernommen, die im öffentlichen Raum mit diesen Markierungen verbunden sind. Der Kirchenraum erhält Qualitäten einer Baustelle oder eines „emergency rooms“, in dem schlimme und schlimmste Dinge geschehen könnten. Wie soll ein solcher Raum in etwas anderes „transzendiert“ werden können? Wie soll hier die Anwesenheit Gottes verspürt werden?

Es muss schließlich aber auch die Frage erlaubt sein, wie sich die Menschen im Gebet an Gott wenden sollen, wenn sie dazu gezwungen werden, das Gesicht mit einer Maske zu bedecken. Die Christen glauben daran, dass Gott nur antworten kann, wenn wir uns ihm so nähern, wie wir als Menschen nun einmal in dieser Welt existieren: mit allen Schwächen, Fehlern, Begrenzungen, die unser endliches Dasein ausmachen. Wenn wir dieses Dasein mit einer Maske verhüllen, dann bleibt uns nach dieser Auffassung auch der Zugang zu Gott versperrt. Wir treten in einer Vermummung vor ihn, die uns nicht mehr als individuelle, sterbliche Menschen zeigt, sondern in einer Form,

die durch die Angst vor Krankheit und Tod bestimmt wird und nicht durch das Versprechen von Auferstehung und Erlösung.

## **Suspendierung der Möglichkeit einer Heilserfahrung**

Es kommt aber noch ein weiterer Gesichtspunkt hinzu, der über die Form des Ritus hinausgeht. Diese Punkt betrifft vor allem den pastoralen Auftrag der Kirche, der außerhalb des Gottesdienstes verwirklicht wird und sich auf die vielfältigen Dienste im Leben der Menschen und der Gesellschaft bezieht. Es gibt zahlreiche Hinweise darauf, dass die Nachfrage nach solchen Dienstleistungen gerade in Zeiten von Corona stark angewachsen ist. Viele Menschen machen sich Sorgen um ihren Arbeitsplatz, die Familien bewegen sich am Rande dessen, was sie leisten können, Schüler und Studierende werden in einer wichtigen Lebensphase im Stich gelassen.

Vor allem sind es aber die Alten und die Kranken, die in besonderem Maße von der Krise betroffen werden. Die Auflagen der Regierung haben dazu geführt, dass in diesem Bereich viele notwendige Behandlungen entweder aufgeschoben oder nur unter für die Menschen ausgesprochen schwierigen Bedingungen durchgeführt werden können. Sowohl in Krankenhäusern als auch in Altenheimen gelten strenge Besuchsregeln, die den Kontakt zu Bekannten und Familienangehörigen praktisch auf Null reduzieren. Schließlich dürfen auch Beerdigungen nicht mehr unter den sonst üblichen Bedingungen durchgeführt werden und der Abschied von den Verstorbenen kann häufig nur noch in sehr kleinem Kreis stattfinden.

Der Soziologe Norbert Elias (1982)<sup>1</sup> hat darauf aufmerksam gemacht, dass sich die Menschlichkeit einer Kultur danach bemisst, wie sie mit ihren kranken, alten und sterbenden Mitgliedern umgeht. Die „Einsamkeit der Sterbenden“ ist auch ein Ausdruck dafür, dass unsere Gesellschaft

die Einbindung des individuellen Lebens in die Folge der Generationen zu verleugnen versucht und selbst noch den Tod als einen Vorgang versteht, den jeder allein und individuell zu bewältigen hat. Mit Recht weist Elias darauf hin, dass eine solche Haltung dazu führen muss, dass die Menschen das Ende ihres Lebens nicht nur als sinnlos erleben, sondern sehr oft auch wirklich einsam und verzweifelt sterben.

Wenn man diesen Gedanken weiterverfolgt, dann lässt sich die Behandlung der Corona-Krise auch als eine Zuspitzung der Ideologie des „homo clausus“ verstehen. Das „social distancing“, die Abstandsregeln und der Rückzug in das „Home-Office“ sind darauf angelegt, die Teilnahme am gesellschaftlichen Leben und die Beziehung zu anderen Menschen zu unterdrücken. Die Menschen werden auf sich selbst und ihre bloß körperliche Existenz zurückgeworfen, die schließlich nur noch nach medizinischen Parametern überprüft und kontrolliert werden soll. Ähnlich wie der sakrale Raum können auch die Menschen nicht mehr in ihrer Beziehung auf Anderes, als Geschöpfe Gottes erkannt werden, sondern nur noch als Wesen, deren Wert sich nach diesseitigen, materiellen Maßstäben bemisst.

### **... und Gott, was Gottes ist**

Die Kirche hat zu diesen existentiellen Fragen bisher keine entschiedene Stellungnahme abgegeben. Von keiner offiziellen Seite wurde Einspruch erhoben, als die Besuchsverbote für Alte und Kranke ausgesprochen wurden, als die Altenheime unter Quarantäne gestellt und die staatlichen Auflagen für die Durchführung von Begräbnisfeierlichkeiten erlassen wurden. Kein Kirchenvertreter hat auf die Einsamkeit der Sterbenden aufmerksam gemacht oder die Gefahren, die daraus für den Zusammenhalt einer Gesellschaft entstehen können – und dies, obwohl viele Einrichtungen in diesem Bereich bis heute in kirchlicher Trägerschaft geführt werden.

Die Kirche hat das Feld sozusagen kampflos den Medizinern, Politikern und den Mitarbeitern der Gesundheitsämter überlassen. Sie hat sich verhalten wie die Schulen, die Betriebe und andere gesellschaftliche Institutionen, ohne darauf aufmerksam zu machen, welchen Standpunkt sie selbst im Verhältnis zu den Kranken und Schwachen vertritt, was sie für einen menschenwürdigen Umgang mit den Sterbenden hält oder welche Grenzen des Menschlichen nach ihrer Ansicht selbst in höchster Not auf keinen Fall überschritten werden dürfen.

An keiner Stelle hat die Kirche auch darauf aufmerksam gemacht, dass das Gesundheitssystem kein Gott ist, dem man ohne Einschränkungen folgen sollte. Die Kirche hat nicht klargemacht, dass die Menschen den Tod zwar fürchten dürfen, dass sie dieser Furcht aber nicht das Leben opfern müssen. Sie hat schließlich auch nicht gesagt, dass jeder Mensch ein Recht darauf hat, in den letzten Tagen von seinen Angehörigen begleitet und nach dem Tode im Kreise seiner Freunde und Verwandten beerdigt zu werden.

In der großen gesellschaftlichen Krise, die durch Corona eigentlich nicht verursacht, sondern nur zugespitzt wurde, hat die Kirche möglicherweise die Chance verpasst, sich als diejenige Institution zu profilieren, die sich der Sorgen und Nöte der Menschen annimmt. Es sieht vielmehr so aus, als hätte die Kirche sowohl den eigenen Ritus als auch die Gläubigen im Stich gelassen.

Es wird wahrscheinlich lange dauern, ehe die Kirche die Konsequenzen dieses Versäumnisses erkennen wird. Und es wird mindestens ebenso lange dauern, ehe die Menschen der Kirche und ihrer Botschaft wieder vertrauen werden.

### **Anmerkungen:**

- 1 Norbert Elias, Über die Einsamkeit der Sterbenden in unseren Tagen. Frankfurt/Main 1982.

# Ist Q noch zu retten?

## Ein Versuch

---

Es braucht den Lesern des Pastoralblatts nicht erklärt zu werden, was sich hinter dem Kürzel Q verbirgt, haben sie doch alle in den ersten Semestern ihres Theologiestudiums im Rahmen einer Vorlesung mit dem Thema „Einleitung in das Neue Testament“ gelernt, was die „Synoptische Frage“ ist und welche „definitive“ Beantwortung diese Frage nach Jahrhunderten des Suchens und Diskutierens von Hypothesen gefunden hat: die sog. Zweiquellentheorie. Diese besagt – um es den wenigen, die es vergessen haben sollten, wieder in Erinnerung zu rufen –, dass Matthäus und Lukas nicht nur vom Markusevangelium große Stoffmengen übernommen und sich weitgehend an seinem Aufbau orientiert, sondern außerdem *unabhängig voneinander* eine in griechischer Sprache verfasste Sammlung von Worten und Reden Jesu als literarische Vorlage benutzt haben. Diese Reden-, Spruch- oder Logienquelle ist der Nachwelt zwar nicht erhalten geblieben, sie könne aber durch den Vergleich der nur Mt und Lk gemeinsamen Traditionsstücke (ca. 240 Verse) im Wesentlichen rekonstruiert werden.

Schon seit der Aufklärung waren verschiedene Theorien zur Lösung der Synoptischen Frage erprobt worden (Urevangeliums-, Fragmenten-, Traditions- und Benutzungshypothese in verschiedenen Varianten), wobei jede dieser Theorien zwar einzelne Elemente des synoptischen Phänomens befriedigend erklären konnte, aber keine von ihnen dem Gesamtbefund gerecht wurde. Erst die im Jahre 1838 von Christian Hermann Weiße als Kombination aus Fragmen-

ten- und Benutzungshypothese entwickelte und 1863 von Heinrich Julius Holtzmann ausführlich begründete Zweiquellentheorie schien diesem Anspruch zu genügen, ja sie avancierte in kurzer Zeit – insbesondere in der deutschen Exegese – zur kaum anfechtbaren Wahrheit, die (fast) alle konkurrierenden Lösungsansätze aus dem Felde schlug und bis heute von den meisten Inhabern der neutestamentlichen Lehrstühle Deutschlands als zwar *nicht völlig* befriedigende, aber dennoch *bestmögliche*, mit den wenigsten Problemen behaftete Lösung vertreten wird.

Immerhin, ganz ohne Widerspruch war die Zweiquellentheorie nie, was aber an dieser Stelle wegen der hohen Komplexität der Problematik nicht im Einzelnen dargestellt werden kann.<sup>1</sup> Für die folgenden Ausführungen muss die Fokussierung auf einen in früheren Zeiten kaum beachteten, seit den letzten drei Jahrzehnten aber immer stärker gewordenen Einwand gegen Q genügen, der mit der englischen Bezeichnung „Minor Agreements“ (kleinere Übereinstimmungen) international namhaft gemacht wird.<sup>2</sup> Gemeint sind damit in der synoptischen Dreifachüberlieferung sowohl gemeinsame Auslassungen durch Mt und Lk gegen Mk als auch und vor allem gleichlautende Ergänzungen oder Korrekturen des Mk-Textes durch die beiden Seitenreferenten, obwohl das bei der in der Zweiquellentheorie angenommenen *gegenseitigen* Nichtkenntnis zwischen Mt und Lk eigentlich gar nicht möglich sein dürfte. Bei der Annahme einer voneinander unabhängigen Rezeption des Mk-Stoffes durch Mt und Lk kann es in Einzelfällen durchaus einmal plausibel sein, dass beide Großevangelisten unabhängig voneinander dieselbe sachliche Korrektur oder stilistische Verbesserung vorgenommen oder auch ihnen als nebensächlich oder unangebracht Erscheinendes weggelassen haben, nicht aber bei einer Anzahl von ca. 640–1200 Fällen, mit der diese Phänomene in der einschlägigen Literatur (je nach Definition) beziffert werden. Die meisten

Übereinstimmungen zwischen Mt und Lk gegen Mk können unter den Voraussetzungen der Zweiquellentheorie nur als höchst frappierend bezeichnet werden, so dass sich die Frage aufdrängt, ob die Annahme der Nichtkenntnis des Mt durch Lk oder umgekehrt die des Lk durch Mt aufrecht zu halten ist. Das aber würde im negativen Fall bedeuten, dass Q überflüssig ist, da alle Übereinstimmungen von Mt und Lk gegen Mk ohne eine solche hypothetische Quelle erklärt werden können. Zunächst aber sei das Phänomen der Minor Agreements an drei Beispielen veranschaulicht<sup>3</sup>:

*Mk 2,26/Mt 12,2-4/Lk 6,4f*: In der Perikope vom Ährenrupfen am Sabbat erinnert Jesus laut Mk die Pharisäer daran, wie David unter dem Hohenpriester Abjathar in den Tempel ging und mit seinen Gefährten die Schaubrote aß, die „außer den Priestern“ niemand essen darf. Mt und Lk streichen die Erwähnung des Abjathar und ergänzen das „außer den Priestern“ durch „allein“. Die Erzählung endet bei Mk mit der Belehrung: „Der Sabbat wurde wegen des Menschen und nicht der Mensch wegen des Sabbats.“ Mt und Lk lassen dieses markante Logion weg.

*Mk 3,5/Mt 12,13/Lk 6,10*: Als ein Mensch mit einer verrockneten Hand an einem Sabbat zu Jesus kommt, um geheilt zu werden, und seine ihn belauernden Gegner auf die Frage, ob es am Sabbat erlaubt sei, Gutes zu tun, schweigen, heißt es bei Mk: „Und rings anschauend sie mit Zorn, ganz betrübt über die Verstocktheit ihres Herzens ...“ Mt und Lk lassen diese Bemerkung weg.

*Mk 5,27/Mt 13,20/Lk 8,44*: Bei der Heilung einer an Blutfluss leidenden Frau spricht Mk davon, dass die Frau „in der Volksmenge von hinten“ Jesu Gewand berührte. Mt und Lk lassen die Erwähnung der Volksmenge weg, sprechen aber ohne Mk-Vorlage gemeinsam von der Berührung der „Quaste“ seines Gewandes.

Die insgesamt hohe Anzahl von Minor Agreements, aber auch weitere Schwachstellen der Zweiquellentheorie haben bei einer Gastprofessur an der University of Ghana den evangelischen Neutestamentler Werner Kahl, obwohl bislang selbst Vertreter der Q-Theorie, auf insistierendes Nachfragen seiner Studenten hin dazu veranlasst, seine bisherige Position kritisch zu überdenken und die Suche nach einer befriedigenderen Lösung des synoptischen Problems aufzunehmen.<sup>4</sup> Dabei gelangte Kahl zu der Überzeugung, dass man keine hypothetische Logionquelle braucht, wenn man stattdessen annimmt, dass Lk nicht nur das Mk-Ev gekannt habe, sondern auch das Mt-Ev. Er habe ja dann den vermeintlichen Q-Text im Mt-Ev gefunden. Gleichzeitig sei bei dieser Annahme das Problem der Minor Agreements restlos (!) beseitigt, da sich die Gemeinsamkeiten von Mt und Lk gegen Mk dadurch erklären ließen, dass Lk die Veränderungen des Mk-Textes durch Mt – sowohl die Verbesserungen und Ergänzungen als auch die Weglassungen – übernommen habe. Nach Deutschland zurückgekehrt stellte Kahl dann bei einer Bibliotheksrecherche – wie er schreibt zu seiner Freude und Enttäuschung – fest, dass seine alternative Entstehungsgeschichte der synoptischen Evangelien nicht neu war, sondern von zwei inzwischen verstorbenen englischen Bibelgelehrten Jahrzehnte lang vertreten worden war: von Austin Farrer (1904-1968)<sup>5</sup> und mit besonderer Leidenschaft von seinem Schüler und Verteidiger Michael Goulder (1927-2010)<sup>6</sup>. Durch diese Schützenhilfe bestärkt, hat es sich Kahl nun zur Aufgabe gemacht, gegen die Übermacht insbesondere der deutschsprachigen Q-Befürworter anzutreten und für das „Synoptische Integrationsmodell“, wie er es nennt, zu streiten. Man wird zugeben müssen, dass dieser Lösungsvorschlag den Charme hat, ganz auf eine oder gar mehrere hypothetische Quellen verzichten zu können und zugleich den größten Makel der Zweiquellentheorie, die Existenz der Minor Agreements, zu beseitigen. Was also spricht gegen dieses Modell? Die Antwort lautet:

Gar nichts, wenn man der Abhängigkeit des Lk vom Mt-Ev mit wissenschaftlicher Überzeugung zustimmen kann, sehr viel, wenn einem diese Überzeugung fehlt. Im Folgenden soll bei allem Respekt vor Kahls Alternativentwurf hier für die zweite Variante Partei ergriffen werden. Ob die Begründung überzeugt, muss der Leser selbst entscheiden. Auf jeden Fall sollte man anerkennen, dass Werner Kahl sich angesichts gewichtiger Einwände gegen Q darum bemüht, deren allzu sichere Anhänger zu selbstkritischem Nachdenken zu bewegen. Im Wissen um die Beachtlichkeit der Argumente gegen die Logienquelle soll hier dennoch die Problematik der lukanischen Benutzung des Mt-Ev aufgezeigt werden.

## **Vier Gründe gegen eine literarische Abhängigkeit des Lukas vom Matthäusevangelium**

### *1. Zerstörung theologisch besonders wertvoller matthäischer Textkompositionen durch Lukas*

Der hier angesprochene Sachverhalt lässt sich am Beispiel der Mt Bergpredigt, dieser ersten von fünf großen Redekompositionen des Mt-Ev, besonders gut veranschaulichen. Wenn man diese Predigt (Mt 5-7) mit der Feldrede des Lk (6,20-49) vergleicht, kann man unschwer erkennen, dass Mt die nur 30 Verse umfassende schlichte Rede, die ihm wie Lk durch die Logienquelle bekannt war, durch Hinzufügung weiteren Mt/Lk-Stoffes sowie von Mk-Stoff und Sondergut zu der großen, kunstvoll strukturierten und theologisch wohlgedachten Redekomposition und Magna Charta der christlichen Ethik ausgebaut hat, als die die Bergpredigt gelten darf. Die umgekehrte Annahme, Lk habe diese bei Mt vorgefundene Predigt für sein Evangelium zerstückelt und die Einzelteile über sein Evangelium verstreut oder gar aussortiert, macht doch zu sehr den Eindruck eines pietätlosen Bildersturms. Werner Kahl räumt

zwar ein, dass Lk das Mt-Ev „über weite Strecken steinbruchartig“ (!) benutzt habe und mit dieser „Nebenquelle“ „disparat“ umgegangen sei, lässt sich aber dadurch nicht in seiner Überzeugung, die Zweiquellentheorie endgültig widerlegt zu haben, beirren.<sup>7</sup>

Besonders die Seligpreisungen und die sog. Antithesen sind gute Beispiele für die Zerstörung wertvoller Mt Textkompositionen durch Lukas, wenn man von einer literarischen Abhängigkeit des Lk von Mt ausgeht, wobei in beiden Fällen ein durch diese Zerstörung anderweitig gegebener Gewinn nicht erkennbar ist! Auch hier ist es tunlich, von der Lk Fassung (6,20-26) mit ihren vier Seligpreisungen als der ursprünglicheren Variante auszugehen, die Mt um fünf weitere Makarismen zu einer Art christlichem Tugendkatalog, einem kostbaren Wegweiser christlicher Ethik und Spiritualität, erweitert hat. Was sollte Lk dazu bewogen haben, diesen Text zu beschneiden, *wenn er ihn denn gekannt hätte?* Die vier Weherufe über die Reichen und Angesehenen können, wenn sie nicht schon in Q standen, von Lk hinzugefügt worden sein, dessen besonderes soziales Anliegen ja bekannt ist, oder sie sind von Mt gestrichen worden, der die Heilsverheißungen nicht durch Unheilsdrohungen verdunkelt haben wollte. Bei ihm wird dafür in Kap. 23 mit Weherufen nicht gespart. Die sog. Antithesen haben insofern einen besonderen Stellenwert innerhalb der programmatischen Rede Jesu über die von Gott geforderte „größere Gerechtigkeit“ (Mt 5,20), als sie in rhetorisch eindringlicher Weise deutlich machen, dass eine formale Religiosität und Ethik nicht genügt, sondern Gott den Menschen bis in sein Innerstes hinein beansprucht.

### *2. Das Ignorieren theologisch bedeutender Logien des matthäischen Sondergutes durch Lukas*

Etwa 22% des Mt-Ev werden als Sondergut bezeichnet, da sie ausschließlich von

diesem Evangelisten überliefert werden. Wenn Lk das Mt-Ev gekannt und neben Mk als Vorlage benutzt hätte, hätte er also diesen Teil des Mt-Stoffes konsequent ignoriert. Dieses Verhalten ist kaum plausibel zu machen, da ein großer Teil dieses Sondergutes von besonderem theologischem Schwergewicht ist. Auch widerspräche es der sorgfältigen Nachforschung der Jesusüberlieferung, die Lk in seinem Vorwort (1,1-4) für sich in Anspruch nimmt. Das soll an einigen Beispielen gezeigt werden, die um zahlreiche weitere ergänzt werden könnten.

- Der Autor der Apostelgeschichte, in der die Anfänge der Kirche dargestellt werden, zeigt sich weder an dem Logion vom Bau der Kirche auf Petrus als ihrem Felsenfundament (Mt 16,17-19) interessiert noch an dem grandiosen Abschlussgemälde des Mt-Ev mit seinem universalen Missionsauftrag und der trinitarischen Taufformel (Mt 28,16-20), die zur Heidenmission deutlich besser passt als die ursprüngliche Formel (Taufe auf den Namen Jesu: Apg 2,38; 8,16 u.ö.), da für Heiden eine *doppelte* Bekehrung notwendig ist: der Glaube an den *einen* Gott *und* an Jesus, den Erlöser.
- Auch den sog. Heilandsruf Jesu „Kommt alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid! Ich will euch erquicken. Nehmt mein Joch auf euch und lernt von mir; denn ich bin gütig und von Herzen demütig; und ihr werdet Ruhe finden für eure Seele. Denn mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht“ (Mt 11,28-30), enthält er seiner Leserschaft vor, obwohl er gut zum Jesus-Bild des Lk passen würde.
- Das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg (Mt 20,1-16) ragt aus der Fülle der Jesus-Gleichnisse heraus, da es in besonders markanter und einprägsamer Weise die Gnadenhaftigkeit des Handelns Gottes darstellt und jedem religiösen Leistungsdenken eine Absage erteilt. Bei Annahme des Mt-Ev als Quelle des

Lk-Ev hätte Lk es unverständlicherweise übergangen.

### 3. Die ursprünglichere Fassung vieler Logien des Mt/Lk-Stoffes bei Lukas

Die Logien, die nur Mt und Lk überliefern, sind mit wenigen Ausnahmen nicht *völlig* gleichlautend, sondern weisen kleinere Unterschiede in Einzelheiten auf, ohne deshalb einen Zweifel an ihrer traditionsgeschichtlichen Identität zuzulassen. Oft kann man ohne Schwierigkeiten erkennen, welche der beiden Textvarianten die ursprünglichere ist. In vielen Fällen ist es Lk, der die ältere Fassung aufweist, während der Mt-Text an typisch mt Gedankengut eine Überarbeitung durch den ersten Evangelisten erkennen lässt. Das passt nicht zu der Annahme, Lk habe das Mt-Ev als Vorlage benutzt. Er müsste dann das mt Logion in seinen ursprünglichen Zustand, den er aber ohne Annahme einer gemeinsamen Quelle nicht kennen konnte, zurückversetzt haben. Das kann im Einzelfall natürlich durchaus einmal geschehen (so etwa bei den beiden von Mt spiritualisierten Seligpreisungen in Mt 5,3 [„dem Geiste nach“] und 5,6 [„nach der Gerechtigkeit“]), ist in vielen anderen Fällen dagegen sehr unwahrscheinlich. So deutet auch dieses Phänomen – wie schon die vorher genannten – darauf hin, dass Lk das Mt-Ev nicht kannte, sondern dass beide Evangelisten unabhängig voneinander aus der Logienquelle geschöpft haben. Auch dafür ein prominentes Beispiel:

#### • Mt 6,9-13 / Lk 11,2-4

Das Lk Vaterunser weist erhebliche Unterschiede zu der mt Fassung auf: die schlichtere Anrede „Vater“, das Fehlen der 3. Mt-Bitte, die Bitte um das „tägliche“ (statt „heutige“) Brot, das generalisierende Vergeben der Schuld „jedes“ anderen, das Fehlen der 7. Mt-Bitte und auch deren Weiterführung in Mt 6,14f. Nichts spricht dafür, dass Lk den mt Langtext verworfen hätte, wenn er ihm bekannt gewesen wäre. Viel plausibler

ist es, dass er den Mt-Text nicht kannte, sondern eine frühere und ursprünglichere Textfassung aus der Logienquelle oder (in diesem besonderen Fall) aus seiner eigenen Gemeinde übernahm.

- *Mt 12,28 / Lk 11,20*

Nach Mt 12,28 treibt Jesus die Dämonen mit dem Geist Gottes aus, nach Lk 11,20 mit dem Finger Gottes. Dass der Autor der Pfingstperikope und Theologe des Heiligen Geistes unter den Evangelisten den Geist Gottes durch den Finger Gottes ersetzt haben sollte, ist mehr als unwahrscheinlich. Vielmehr bewahrte er die ältere (weil anthropomorphe) Fassung des Logions und gibt damit zu erkennen, dass er die Mt-Variante nicht kannte. Als Lk in der Logienquelle liest, der Vater im Himmel werde „denen Gutes geben, die ihn bitten“ (Mt 7,11), korrigiert er „Gutes“ durch den „Heiligen Geist“ (Lk 11,13)!

#### 4. Dubletten und Doppelüberlieferungen<sup>8</sup>

In den synoptischen Evangelien gibt es das Phänomen, dass etliche Jesusworte nicht nur zwei- oder dreimal dort zu finden sind, sondern sogar vier- oder fünfmal.

- Vierfachüberlieferung: Ein Jesuswort steht einmal bei Mk, einmal bei Mt und zweimal bei Lk oder einmal bei Mk, zweimal bei Mt und einmal bei Lk. Die Dubletten sind nicht völlig gleichlautend, sondern eine ihrer Varianten weist größere Ähnlichkeit mit Mk auf, während die andere sich davon charakteristisch unterscheidet.
- Fünffachüberlieferung: Ein Jesuswort steht einmal bei Mk, zweimal bei Mt und zweimal bei Lk. Die Dubletten bei Mt und Lk sind nicht völlig gleichlautend, sondern eine ihrer Varianten weist größere Ähnlichkeit mit Mk auf, während die andere sich davon charakteristisch unterscheidet, und zwar bei Mt und Lk im gleichen Sinne.

Dieser etwas kompliziert erscheinende Sachverhalt lässt sich mit Hilfe der Zweiquellentheorie einfach erklären. Man nimmt dann an, dass Mt und Lk neben dem Mk-Ev noch eine zweite Quelle, eben Q, benutzt haben und dass sich die Mk- und die Q-Fassung charakteristisch voneinander unterscheiden. Mindestens zwanzig solcher Doppelüberlieferungen finden sich in den synoptischen Evangelien.<sup>9</sup> Die Existenz der mt Dubletten erfordert eine Beantwortung der Frage, woher Mt diese Dubletten hat, wenn es Q nicht gibt. Grundsätzlich könnte man an mündliche Überlieferung denken, aber in diesem speziellen Falle „konkurrierender“ Dubletten ist dies unwahrscheinlich; denn bei mündlicher Überlieferung hätten sich im Laufe des Tradierungsprozesses die charakteristischen Unterschiede zwischen den Mk-nahen und den Mk-ferneren Dubletten unweigerlich abgeschliffen und wären verlorengegangen. Die Mk-ferneren Varianten müssen also schriftlich vorgelegen haben, so dass neben Mk eine zweite schriftliche Quelle zu postulieren ist, aus der dann auf dem Umweg über Mt auch Lk geschöpft hat, so dass auch er Dubletten aufweist. Man kommt also auch bei Abhängigkeit des Lk vom Mt-Ev ohne eine hypothetische zweite schriftliche Quelle nicht aus. Wenn aber eine Erklärung der mt Dubletten ohne schriftliche Quelle, die (fast) ausschließlich Jesus-Logien enthält, nicht möglich ist, liegt es nahe, auch die nicht in Dublettenform vorliegenden Mt/Lk-Logien – es handelt sich um rund 200 Verse – auf dieselbe schriftliche Quelle zurückzuführen wie die doppelt tradierten mt Jesus-Logien – eben auf Q. Dafür spricht auch nachdrücklich, dass sich die Lk-Dubletten in denselben Passagen befinden – nämlich der sog. kleinen und großen Einschaltung (Lk 6,20–8,3 und 9,51–18,14) –, in denen sich bei Lk auch der übrige Mt/Lk-Stoff befindet. Zieht man den gesamten Mt/Lk-Stoff aus dem Lk-Ev heraus, und zwar genau in der Lk Reihenfolge, so ergeben sich auf geradezu wundersame Weise neun sinnvoll geordnete Themenkomplexe, wie sie bereits in der Logienquelle vorgelegen haben dürften.<sup>10</sup>

Das Phänomen der Dubletten und Doppelüberlieferungen soll abschließend an einigen Beispielen vorgeführt werden. Die Argumentation ist immer dieselbe: Bei Annahme einer Abhängigkeit des Lk von Mt stellt sich die Frage, woher Mt die Dublette hat. Da mündliche Überlieferung ausgeschlossen ist, muss mindestens für die Doppelüberlieferungen eine Quelle postuliert werden, der dann aber auch das übrige Mt/Lk-Material zugerechnet werden sollte, da unnötige Quellenpostulate natürlich zu vermeiden sind.

*a) Das Wort vom Kreuztragen*

<p><b>Mt 16,24</b></p> <p>Wenn einer will hinter mir (her)kommen, soll er sich selbst verleugnen und tragen sein Kreuz und mir folgen.</p>	<p><b>Mk 8,34</b></p> <p>Wenn einer will hinter mir folgen, soll er sich selbst verleugnen und tragen sein Kreuz und mir folgen.</p>	<p><b>Lk 9,23</b></p> <p>Wenn einer will hinter mir (her)gehen, soll er sich selbst (ver)leugnen und tragen sein Kreuz täglich und mir folgen.</p>
<p><b>Mt 10,38</b></p> <p>Wer nicht nimmt sein Kreuz und folgt hinter mir, nicht ist meiner wert.</p>		<p><b>Lk 14,27</b></p> <p>Welcher nicht trägt sein Kreuz und geht hinter mir (her), nicht kann er sein mein Schüler.</p>

Mt und Lk bieten das Wort vom Kreuztragen im Kontext des Mk-Ev fast gleichlautend. Beide Evangelisten weisen aber zusätzlich eine Dublette auf, in der sie gegen Mk in der Formulierung deutlich übereinstimmen: In der Mk-Fassung wird der Nachfolgewillige zur Selbstverleugnung und zum Kreuztragen eingeladen (positiver Sprachgestus). Die Mt/Lk-Dubletten dagegen sprechen gegenüber demjenigen, der nicht zu dieser Selbstverleugnung bereit ist, ein rigoroses Nein aus (negativer Sprachgestus).

Man kann die Dubletten auf die Logienquelle zurückführen, die Mt und Lk unabhängig voneinander benutzt haben, man kann sie aber auch so erklären, dass Lk die seinige von Mt übernommen hat, braucht dann allerdings für die Erklärung der Herkunft bei Mt ebenfalls eine schriftliche Quelle.

*b) Das Wort von der Sünde gegen den heiligen Geist*

<p><b>Mt 12,31.32</b></p> <p>Deshalb sage ich euch: Jede Sünde und Lästerung wird erlassen werden den Menschen;</p> <p>aber die Lästerung des Geistes wird nicht erlassen werden.</p>	<p><b>Mk 3,28</b></p> <p>Amen, ich sage euch: Alles wird erlassen werden den Söhnen der Menschen, die Versündigungen und die Lästerungen, wieviel immer sie lästerten; wer immer aber lästerte gegen den heiligen Geist, nicht hat Erlass in Ewigkeit, sondern schuldig ist er ewiger Versündigung.</p>	
<p>Und wer immer spricht ein Wort wider den Sohn des Menschen, erlassen werden wird ihm; wer aber immer spricht wider den heiligen Geist, nicht erlassen werden wird ihm, weder in diesem Äon noch im zukünftigen.</p>		<p><b>Lk 12,10</b></p> <p>Und jeder, der sagen wird ein Wort gegen den Sohn des Menschen, erlassen werden wird ihm; dem aber gegen den heiligen Geist Lästernden, nicht erlassen werden wird (ihm).</p>

Mk und ihm folgend Mt (V.31) lassen Jesus im Zusammenhang der Verteidigungsrede gegen den Beelzebul-Vorwurf sagen, dass den Menschen alle Sünden vergeben werden, nicht aber die Sünde gegen den heiligen Geist. Das andere Jesuswort, das Mt unmittelbar an V. 31 anfügt, das aber bei Lk in einem anderen Kontext (Mahnung zu furchtlosem Bekennen) zu finden ist, spricht zwar auch von der einzigen Sünde, die nicht vergeben werden kann, eben der Sünde gegen den heiligen Geist, stellt ihr aber im Vordersatz die Vergebbarkeit der Absage an den Menschensohn, also an Christus, gegenüber. Hier vermeidet Lk die Doppelung des Logions, indem er die Mk-affine Stelle übergeht. Wieder ergibt sich bei Annahme der Nichtexistenz von Q die Notwendigkeit, für die Mt Dublette eine andere schriftliche Quelle zu postulieren.

Resümee: Man wird zugeben müssen, dass die Befürworter der Lk-Abhängigkeit von Mt mit einem einzigen „harten“ Tatsachenargument das Problem der Minor Agreements lösen und zugleich Q überflüssig machen können. Die hier vorgetragenen Gegenargumente sind „weicherer“ Natur, da sie auf einer Fülle von literarkritischen und redaktionsgeschichtlichen Abwägungen und dementsprechenden Wahrscheinlichkeitsurteilen beruhen. Sie sind aber bezüglich ihrer Qualität und Quantität für viele wohl nicht weniger überzeugend. Darin kann man eine Art Pattsituation sehen. Dann genügt ein Milligramm, durchaus auch in Form eines emotionalen Impulses, um eine der beiden Waagschalen nach unten zu bewegen ...

## Anmerkungen:

- 1 In jeder „Einleitung in das Neue Testament“ kann man sich leicht darüber informieren.
- 2 So fand 1991 in Göttingen angesichts eingestanderener Aporien der Zweiquellentheorie ein internationales Symposium zu den Minor Agreements

statt, auf dem Alternativentwürfe insbesondere englischsprachiger Experten ernsthaft bedacht wurden.

- 3 Die Übersetzung folgt der sehr wörtlichen „Synopse zum Münchener Neuen Testament“, hrsg.v. Josef Hainz, Düsseldorf 1998.
- 4 Es sei den Lesern nachdrücklich empfohlen, folgenden Artikel von Werner Kahl zu lesen, der über google leicht zu finden ist: Vom Ende der Zweiquellentheorie oder: Zur Klärung des synoptischen Problems, in: *Transparent-Extra* 75 (2004), 1-36. Vgl. auch Werner Kahl, Q als Fiktion. Zur Plausibilität und Bedeutung des Synoptischen Integrationsmodells, in: *ZNT* 22 (2019), Heft 43/44, 137-169. Die „weiteren Schwachstellen“ sind in den beiden Aufsätzen gut zusammengetragen.
- 5 Austin Farrer vertrat sein Votum, auf die Logienquelle zu verzichten, in dem Aufsatz „On dispensing with Q“ (Oxford 1955).
- 6 Michael Goulanders Hauptwerk zur Synoptischen Frage ist „*Luke. A New Paradigm*“, Sheffield 1989. Ein weiterer Vertreter der Farrer-Goulander-Hypothese ist Marc Goodacre, *The Case Against Q. Studies in Marcan Priority and the Synoptic Problem*, Harrisburg 2002.
- 7 Werner Kahl, *Vom Ende*, 2.14.
- 8 Man spricht von Dubletten, wenn Doppelungen *innerhalb eines Evangeliums* vorliegen, von Doppelüberlieferungen, wenn Doppelungen aufgrund *zweier Quellen* gegeben sind.
- 9 Vgl. Rudolf Laufen, *Die Doppelüberlieferungen der Logienquelle und des Markusevangeliums* (BBB 54). Königstein/Ts. – Bonn 1980, 81-92.
- 10 Vgl. dazu Rudolf Laufen, *Die Logienquelle. Rekonstruktion der zweiten synoptischen Hauptquelle*, in: *rhs* (= Religionsunterricht an höheren Schulen) 28 (1985), 275-291.

Erich Garhammer

# Die Macht der Poesie

Mit Literaten auf Wahrheitssuche

Christian Lehnert – Sohn eines Medizinerhepaars – verweigerte in der DDR den Wehrdienst und war Bausoldat. In dieser Zeit entdeckte er die Macht der Poesie.

Seine Erinnerungen gehen zurück in das Jahr 1987: die Chemieanlagen der DDR waren in einem katastrophalen Zustand und zu gefährlichen Industrieruinen herabgesunken. Als Bausoldat marschierte er in einer Kolonne, vorbei an rauchenden Schloten und Dampfwolken der Leuna-Werke: die Truppe war in Schutzanzüge gehüllt und mit Gasmasken versehen.

Im Rhythmus des Marschierens hallte durch seinen Kopf plötzlich eine Metapher von Paul Celan: *„in den Flüssen nördlich der Zukunft“* und immer wieder: *„in den Flüssen nördlich der Zukunft“*.

Plötzlich war alles anders, der Ort hatte sich verändert, das Tun war nicht mehr sinnlos, sondern geradezu tröstlich: er schaufelte nördlich der Zukunft, er schaufelte das Grab einer untergehenden Utopie. So hörte und deutete er das Bild: nördlich der Zukunft. Die Metapher reichte weiter als seine aktuelle Angst und seine Ohnmacht.

Worte können im Nu die Wirklichkeit verändern, das dichterische Bild findet Resonanz und Widerhall in der eigenen Existenz. Lebendige Metaphern erweitern unsere Wirklichkeit, deshalb ist es so banal, wenn die Sprache nur der puren Informationsübermittlung dient.

Der Dornbusch flammt

Poesie kann mehr. Das erfuhr Lehnert auch an einem Gedicht von Johannes Bobrowski:

*„Wenn verlassen sind die Räume, in denen Antworten erfolgen, wenn die Wände stürzen und Hohlwege, aus den Bäumen fliegen die Schatten, wenn aufgegeben ist unter den Füßen das Gras, weiße Sohlen betreten den Wind“* (Johannes Bobrowski).

Diese Zeilen verstörten den jungen Christian Lehnert; plötzlich sah er eine neue Wirklichkeit hinter der Wirklichkeit:

*„Der Dornbusch flammt, ich hör seine Stimme, wo keine Frage war, ein Gewässer geht, doch mich dürstet nicht.“*

Plötzlich meldet sich bei Lehnert der Durst: Ist da etwa ein Gott? Es gibt keinen – so die Antwort im Sozialismus. So machte er sich auf die Suche. Er bittet um die Konfirmation, ohne zu wissen, was das ist. Die Lektüre der Bibel, von Nietzsches Zarathustra und Rudolf Bahros *„Die Alternative“* spielten ihm eine neue Welt zu.

Bis heute ist für Lehnert die Kirche trotz etlicher Enttäuschungen als Lebensform unentbehrlich geblieben. Obwohl auch die Antworträume der Kirche einstürzen, gerät er nicht in Verzweiflung oder Panik, sondern seine Devise lautet: auf in die Wahrheit der Verluste.

In dem Gedichtband *„Cherubinischer Staub“* von 2018 steht eine Widmung an Jakob Böhme: *„Wo du nur hinsiehst da ist Gott“*. Christian Lehnert veröffentlicht darin Zweizeiler, die die Spur Gottes in der Welt andeuten. Gott ist kein Allerweltswort bei Lehnert, allein schon die Schreibweise markiert eine Alterität: GOTT.<sup>1</sup>

Lehnert schreibt die beiden ersten Buchstaben groß.

Ich möchte einige dieser Zweizeiler auswählen:

*Puls*

Der GOTT wird nicht gedacht, im Atem wird ER wahr.

So hebt im Dunkel an, des Nachts, das neue Jahr. (17)

## *Muttersprache*

Das Zimmer, wo du schreibst, wird nächtlich abgerissen,  
verbrannt in einer Glut, im wortlosen Vermis-  
sen. (21)

## *Wo ist GOtt?*

Das Undeutliche, GOtt, kann dies und jenes sein.

Wo immer du IHn suchst, schließt ER dich in sich ein. (25)

## *Es gibt IHn nicht*

Es gibt nicht „GOtt“, es spricht ein unentwegtes Geben,  
in dem ER selber wird, in Dasein und Entschweben. (27)

## *Ich bin, der ich bin (2 Mose 3,14)*

„Wer weiß denn, wer ich bin?“ SEin Atem sucht den Ort,  
wo er begann und geht. So wird der GOtt ein Wort. (33)

## *Grenzen der Syntax*

Der GOtt – Subjekt im Satz? Zuviel ward ER gesetzt,  
zuviel gehegt, gehetzt. Das Schweigen birgt IHn jetzt. (42)

Es ist spürbar, wie in diesen Zweizeilern Gott verrätselt und zugleich neu entdeckt wird. Es sind Verse zum Kauen und zum Meditieren.

## **Unverfügbarkeit Gottes**

Bereits in seinem Buch „Der Gott in einer Nuss. Fliegende Blätter von Kult und Gebet“ von 2017 hatte Christian Lehnert festgestellt, dass der liturgische Fundamentalismus in manchen katholischen Kreisen und der Bibelfundamentalismus in protestantischen Milieus sich gleichen. Sie haben

beide kein Gefühl für die Unverfügbarkeit Gottes. Gott heißt aber immer sich hinein begeben in etwas, das sich entzieht.

Christian Lehnert erzählt eine ganz persönliche Geschichte. Als er Vikar in Dresden war, berichtete ihm sein Ausbildungspfarrer folgende Begebenheit: Er sei von seinem Urlaub in Ungarn zurückgekehrt, sein Gastgeber, der ihn eingeladen hatte, war ein ungarischer Lutheraner. Er gab ihm zum Abschied eine Flasche Wein mit. Dieser ungarische Wein sei für ihn ein kostbares Geschenk gewesen, ein Schatz, weil es in der DDR keinen guten Wein gab, er sei schlicht ungenießbar gewesen.

So habe er am darauffolgenden Sonntag, als kein Wein in der Sakristei vorhanden war, schweren Herzens sein Gastgeschenk geopfert. Der Pfarrer wunderte sich allerdings über die Unruhe der Kommunizierenden. Es wurde gehustet, sich geräuspert, geflüstert; dem Küster, dem er zuletzt das Abendmahl reichte, verzog es das Gesicht. Dann war der Pfarrer selbst dran, nahm einen Schluck aus dem Kelch und verstand sofort, was los war; es handelte sich nicht um einen edlen Tropfen Wein, sondern um einen harten Pflaumenschnaps, selbst gebrannt, geschätzt 70 % Alkohol. Sein Gastgeber hatte die Weinflasche mit Schnaps gefüllt.

Für Lehnert ein Symbol für religiöses Sprechen, für das hochprozentige Reden über Gott und die Reaktion der Menschen: sie verdrehen die Augen und verziehen den Mund.

Am Grund religiöser Rede liegt nicht die Gewissheit von Aussagen, nicht die Sicherheit von Dogmen oder Bekenntnissen, am Grund religiöser Rede liegt eine Ungewissheit.

Ihr kommt man nur bei im Gebet: der Grundgestus religiöser Rede ist die betende, liturgische Anrufung. Und das Gedicht ist dem Gebet ähnlich, denn auch das Gedicht ist in einem bestimmten Sinne immer auch ein Anrufen, ein staunendes Anrufen der ungewissen Welt und Wirklichkeit.

## Gedichte als Grabsteine

Christian Lehnert hat den Lyriker Paul Celan erwähnt: „in den Flüssen nördlich der Zukunft“. Das ist ein Gedicht aus dem Band „Atemwende“:

In den Flüssen nördlich der Zukunft  
werf ich das Netz aus, das du  
zögernd beschwerst  
mit von Steinen geschriebenen  
Schatten.<sup>2</sup>

Paul Celan würde in diesem Jahr im November 100 Jahre alt. Deshalb möchte ich auf seine Briefe verweisen, die Barbara Wiedemann herausgegeben hat: „Etwas ganz und gar Persönliches. Briefe 1934–1970.“ Paul Celan hat etwas Schreckliches durchgemacht: seine Eltern wurden im KZ ermordet, er selber entkam aus Czernowitz, seinem Geburtsort, über Wien nach Paris. In den 60er Jahren wurde er mit dem Vorwurf konfrontiert seine Gedichte seien Plagiate des Lyrikers Iwan Goll, bei dem er Sekretär war. Er sah seine Reputation angegriffen und so reiste er im Jahre 1961 zu Walter Jens nach Tübingen, um ihn von seiner Unschuld zu überzeugen.

Einen Tag später, nach der Rückkehr aus Tübingen, schrieb er am 29. Januar 1961 in Paris sein Gedicht „Tübingen, Jänner“.

*Tübingen, Jänner*

...Käme,  
käme ein Mensch,  
käme ein Mensch zur Welt, heute, mit  
dem Lichtbart der  
Patriarchen: er dürfte,  
spräch er von dieser  
Zeit, er  
dürfte nur lallen und lallen,  
immer –, immer –  
zuzu

(„Pallaksch, Pallaksch“).<sup>3</sup>

Dieses scheinbar unverständliche Gedicht hat ein genaues Datum und einen ganz

konkreten Anlass: den Besuch bei Walter Jens in Tübingen, der Paul Celan überreden wollte, die ganze Plagiatsaffäre nicht so dramatisch zu nehmen. Celan aber sah sich in der Situation des psychisch kranken Hölderlin: dieser lebte ab 1807 beim Schreinerhepaar Zimmer im Turm in Tübingen und stieß immer wieder die Wörter „Pallacksch, Pallaksch“ aus.

Wie enttäuscht Paul Celan vom Besuch bei Walter Jens war, beschreibt er in seinem Brief am 19. Mai 1961. Darin klingt an, dass Walter Jens ihn davon überzeugen wollte, dass jede Poesie von Anleihen lebe und Archetypen aufgreife, die weit zurückreichten.

Celan widersprach heftig: seine Gedichte seien weder Entlehnung noch bloße Metapher, es gebe zwar den Einfluss Trakls, Rilkes und Georges in seiner Poesie, bei ihm aber verhalte es sich anders. Die Todesfuge sei kein bloßes Gedicht, sondern eine Grabchrift und ein Grab für die ermordeten Juden. Wer über die Todesfuge bloß ästhetisierend schreibe, der schände die Gräber.

Und er unterschrieb seinen Brief an Walter Jens sarkastisch mit:

„Ihr unter die Büchnerpreisträger geratener Altmetaphernhändler Paul Celan“.<sup>4</sup> Wer Paul Celan zu seinem 100. Geburtstag begegnen will, kann jetzt seine Briefe lesen.

## „Danke Deutschland“

Persönlich begegnen kann man auch dem Schriftsteller *Navid Kermani* in seinem Redenband „Morgen ist da.“ Kermani hat hier seine Reden zusammengefasst.<sup>5</sup>

Zu den persönlichsten Reden in diesem Band gehört seine Ansprache zum Tod seines Vaters Djavad Kermani. Er erzählt von dessen Freundschaft zu einem Lamm, das ihm in seiner Kindheit bis in die Schule folgte. Eines Tages fehlte dieses Lamm, es war geschlachtet worden, der Kleine war untröstlich. Und obwohl sein Vater im späteren Leben durchaus auch andere Züge hervorkehren konnte, glich er sich

am Schluss immer mehr einem Lamm an. Er wurde demütig und dankbar. Seinen Kindern lernte er Barmherzigkeit gegenüber anderen und Gottvertrauen für sich selbst. „Gott sei Dank“ wurde zu seinem wichtigsten Satz. Im Koran werden die Ungläubigen wörtlich die „Undankbaren“ genannt. Glaube im Islam ist im Kern nichts anderes als Dankbarkeit: „Schockr“.

Die Ungläubigen sind eigentlich die, die gegenüber dem Glück der Liebe, den Schönheiten der Natur taub, blind und stumm sind. Dankbarkeit ist der Grundaussdruck eines religiösen Menschen. Diesen Dank hat Navid Kermani in seiner Rede vor dem Bundestag formuliert: „Im Namen der Muslime, die in Deutschland Rechte genießen, die zu unserer Beschämung Christen in vielen islamischen Länder heute verwehrt sind, im Namen also auch meiner frommen Eltern und einer inzwischen sechszwanzigköpfigen Einwandererfamilie – möchte ich sagen und mich dabei auch wenigstens symbolisch verbeugen: Danke, Deutschland.“

Dankbarkeit schließt Kritik nicht aus, aber Dankbarkeit macht das eigene Leben reicher. Diese Haltung gründiert die Reden von Navid Kermani. Diese Dankbarkeit schließt auch seinen Buchhändler im Eigelstein-Viertel in Köln ein. Immer bestellte er bei ihm, einem Türken, der nach fast dreißig Jahren immer noch nicht richtig Deutsch sprach, seine Bücher. Dieser antwortete nach jeder Bestellung: „Morgen ist da“.

Der Satz gibt dem Redenbuch seinen Titel und dem Buchhändler Ömer Özerturgut ein würdiges Gedenken.

Es ist alles ganz einfach, auch die Wahrheit

*Marion Poschmanns* Roman „Die Kieferninseln“<sup>6</sup> ist ein Motto von Matsuo Basho vorangestellt: „Willst du etwas über Kiefern wissen – geh zu den Kiefern.“ Das volle Zitat lautet: „Geh zur Kiefer, wenn du etwas über Kiefern lernen willst, oder

zum Bambus, wenn du etwas über Bambus lernen willst. Und wenn du das tust, musst du von der Beschäftigung mit dir selbst ablassen. Sonst drängst du dich dem Gegenstand auf und lernst nichts. Dein Gedicht entsteht von selbst, wenn du und der Gegenstand eines werden, wenn du tief genug in ihn eingetaucht bist, um darin etwas wie ein verborgenes Schimmern zu sehen. Wie gut dein Gedicht immer formuliert sein mag, wenn dein Gefühl nicht natürlich ist, wenn der Gegenstand und du selbst getrennt bleiben – dann ist dein Gedicht keine wahre Dichtung, sondern deine subjektive Fälschung.“

Man geht nicht zu weit, wenn man behauptet, dass dies auch die Poetik von Marion Poschmann charakterisiert.

Der Held des Romans ‚Gilbert Silvester, fühlt sich von seiner Frau betrogen. So fasst er über Nacht den Entschluss, nach Japan zu reisen: Diese Reise wird zur Pilgerfahrt. Er begegnet sich selber wie noch nie in seinem Leben. Er lernt: Es gibt nicht nur den äußeren Selbstmord, es gibt auch den inneren, wenn man sich nicht weiterentwickelt, stehen bleibt. So begegnet er seiner Anima auf unterschiedlichste Weise: im selbstmordgefährdeten Yosa Tamagotchi genauso wie im No-Theater und in der Begegnung mit den Kiefern.

Diese Reise wird für ihn zu einer großen Kiefernstudie und einer Schule des Sehens. Permanent wird er mit Kiefern in ihren verschiedenen Erscheinungsformen konfrontiert, mit Rotkiefern und mit Schwarzkiefern, mit Kiefern am Kaiserpalast, mit historischen Kiefernmonumenten, bis er am Ende die Kieferninseln erreicht.

Sein Name „Silvester“ stimmt mit einer in Nordeuropa weit verbreiteten Kiefernart „Pinus sylvestris“, der Waldkiefer überein.

Für Silvester wird die Fahrt nach Japan zu einer Reise in das eigene Innere. Er entdeckt: Kiefern sind männlich und weiblich, sie sind allerdings landschaftlich weit getrennt.

So erfährt er in diesem Land die Polarität der Geschlechter am Beispiel der Bäume. Er schreibt seiner Frau, die ihn zunächst nicht ernst nimmt, zärtliche Berichte und kann sich in der Distanz mit ihr, von der sich betrogen fühlte, aussöhnen.

Die Reise ist eine Form von Nachreifung: Silvester, der in einem Drittmittelprojekt verwickelte Bartforscher, war lebensgeschichtlich stehen geblieben, es umgab ihn etwas Altbackenes. Es fehlte ihm Leidenschaft, er versank in Routine und driftete in Gleichgültigkeit ab.

Kein Wunder, dass ihn Mathilda, seine Frau, als erfolgreiche Lehrerin am Gymnasium – sie unterrichtet Musik und Mathematik, also linke und rechte Gehirnhälfte waren nicht nur existentiell, sondern auch beruflich im Gleichgewicht – längst überflügelt hatte.

Und nun die Projektion von Silvester: Er phantasiert eine Beziehung seiner Frau zu ihrem Rektor, einem jüngeren Referendar oder gar zu einer Kollegin. Und dann diese Reise, die ihn räumlich von ihr entfernt, aber emotional mit ihr verbindet.

Sie musste noch zwei Tage Schuldienst leisten, dann brachen die Herbstferien an.

Er wird sie anrufen: „Mathilda, Liebste, würde er sagen. Wir treffen uns in Tokyo... es ist alles ganz einfach, komm zu mir nach Japan“, so endet der Roman.

## Anmerkungen:

- 1 Christian Lehnert, *Cherubinischer Staub. Gedichte*, Berlin 2018.
- 2 Paul Celan, *Die Gedichte. Kommentierte Gesamtausgabe*, hg. von Barbara Wiedemann, Frankfurt a. M. 2003, 176.
- 3 Ebd. 133.
- 4 Paul Celan, „etwas ganz und gar Persönliches“. Briefe 1934–1970, hg. von Barbara Wiedemann, Berlin 2019, 513.
- 5 Navid Kermani, *Morgen ist da. Reden*, München 2019.
- 6 Marion Poschmann, *Die Kieferinsel. Roman*, Berlin 2017.

**Julia Knop: Beziehungsweise. Theologie der Ehe, Partnerschaft und Familie. Regensburg 2019, 380 S., ISBN 978-3791730981.**

Ein nicht geringer Anspruch, der da mit dem Titel erhoben wird: Eine oder gar *die* Theologie der Ehe, Partnerschaft und Familie vorzulegen. Und dem wird Julia Knop (Professorin für Kath. Dogmatik an der Universität Erfurt) gerecht, mindestens in dem, was sie als Stand lehramtlicher Entwicklung und offener Fragestellungen referiert. In zwölf Kapiteln mit insgesamt 36 Unterabschnitten bringt Knop die Leser\*innen unter Bezugnahme vor allem auf Dokumente des vorigen und jetzigen Jahrhunderts auf den Stand des lehramtlich Festgelegten und derzeit diskutierten. Dies nicht, ohne erkennen zu lassen, wo ihre Optionen liegen. Den Anlass, im Jahr 2019 eine Theologie verschiedener „Beziehungsweisen“ vorzulegen, bot das nachsynodale Schreiben *Amoris Laetitia* (2016), mit dem Papst Franziskus neue Akzente setzt, wie künftig in der Kirche mit Themen und Fragen der Sexualmoral und Geschlechteranthropologie umzugehen sei.

Zunächst nähert Knop sich dem Thema sozialgeschichtlich und theologisch und dann unter Bezugnahme vor allem auf *Amoris Laetitia* auch kirchlich. Es folgt eine Horizontweitung durch den Blick auf „Optionen der christlichen Ökumene“ (Orthodoxie, Kirchen der Reformation, Altkatholiken). Unter dem Stichwort „Anthropologie“ werden verschiedene Geschlechterkonzepte referiert, die sich hinsichtlich der Unterschiede von Frau und Mann derzeit zwischen einer substanzontologisch begründeten prinzipiellen Dualität der Geschlechter und einer radikalkonstruktivistischen Gender-Theorie bewegen (vgl. S. 72, Anm. 27).

Das Lehramt platziert sich in diesem Kontext bis hin zum apostl. Schreiben *mulieris dignitatem* (1988) auf der Seite derer, die jeder Frau nicht nur eine spezifisch weibliche, sondern auch intensivere Elternschaft als dem Mann und Vater zuschreiben. Wie weit engagierte Eltern heute dies als hilfreiche Deutung ihres Selbstverständnisses sehen, ist auch für Knop mindestens fraglich.

Wie sehr Augustinus den Grund gelegt hat für ein problematisches Verhältnis der kirchlichen Lehre zur Sexualität (neben seinen Verdiensten um eine klärende Begriffsbildung diesbezüglich) und wie wenig es der Kirche möglich war, sich von diesen Fesseln zu befreien, wird im vierten Kapitel deutlich. Positiv entfaltet wird anschließend ein christliches Eheverständnis durch eine Klärung zentraler Begriffe, die Erörterung der Frage, wodurch eine Ehe überhaupt

zustande kommt, und die Sicht des derzeitigen Papstes auf die Ehe: Die Freude der Liebe. – Ein, wenn nicht vielleicht sogar der Stolperstein einer Lebens- und Alltagsaugenblicklichkeit eines christlichen Eheverständnisses auf Augenhöhe mit den Humanwissenschaften wird mit der Enzyklika *Humanae Vitae* (1968) in den Blick genommen. Dass eine christliche Bestimmung des Geschlechterverhältnisses nicht ohne biblische Bezüge auskommt, wird im siebten Kapitel verdeutlicht, bevor es im Anschluss an die systematisch-dogmatische Einordnung des bis dahin Erhobenen geht. Auf diesem Hintergrund werden liturgietheologische Perspektiven entwickelt – ein wichtiger Aspekt sei unter anderen eine „komplexe Kirchlichkeit: Zwei heiraten, einer assistiert“. Wie weit kirchlich zu heiraten heute im Kontext auch staatlich legitimierter und gestützter vielfältiger Lebensformen „eine echte Option“ sein kann, wird im zehnten Kapitel in den Blick genommen, nicht ohne sich zugleich mit der Option der Segnung homosexueller Paare zu befassen. Wenn es richtig ist, dass es so viele Wege zu Gott gibt, wie es Menschen gibt (Kard. J. Ratzinger), braucht es den Blick auf Menschen, auf konkrete Paare, um zu erkennen, wie Glaube und Kirche Menschen in Beziehungen unterstützen können. Und umgekehrt: Paare im Gelingen ihrer Beziehung und in ihrem Scheitern haben der Kirche Einiges zu sagen. Daher richtet Knop im 10. und 11. Kapitel den Blick ihrer Leser/innen auf „Paargeschichten, die das Leben schreibt“, sei es, dass der Weg gemeinsam gegangen wird, sei es, dass Wege sich trennen. Knops eigene Optionen werden noch einmal deutlich im Ausblick gegen Ende des Kapitels: Mit dem Leben leben lernen. Weiter werden detail- und kenntnisreich Begriffe rund um Sinn und Zweck der Ehe geklärt bis hin zur Einordnung der Enzyklika „*Humanae Vitae*“ als ein Dokument, das schlichtweg einen moraltheologischen Erkenntnisfortschritt ignoriert und damit das, was die römisch-katholische Kirche in Sachen Ehe- und Partnerschaft zu sagen hat, sogar für den größeren Teil der Katholik(inn)en irrelevant erscheinen lässt. – Bemerkenswert ist die Priorisierung dessen, worum es bei der sakramentalen Eheschließung geht: Nicht um einen Rechtsakt oder um die Übergabe heiliger Dinge, sondern um ein anamnetisch-epikletisches Gebet und Segen (242).

Mit der Fülle dessen, was Knop präsentiert, ist man auf dem Stand dessen, was in kirchlichen Kontexten in Sachen partnerschaftliche Beziehungen und Ehe diskutiert wird. Als Punkte, an denen noch weitergedacht werden müsste, seien hier nur das Folgende benannt: Papst Franziskus hat mit der „Hermeneutik der Gradualität“ zwar eine „Schwarz-Weiß-Logik grundsätzlich überwunden“ (309), bleibt damit allerdings bei einem besser oder schlechter (gradus, Stufen). Das bisherige Lehrgebäude bleibt bestehen. Kann es beispielsweise beim lehramtlichen Verständnis einer zweiten Ehe und ihrer Intimität nach einer Scheidung

bleiben, dass es sich um einen dauerhaft, bewusst und hartnäckig festgehaltenen „Zustand der Sünde“ handele, wenn man die Sichtweise ernst nimmt, dass eine Ehe auch erlöschen kann, wie es etwa in der altkatholischen Kirche vertreten wird (Vgl. 329) und dies schlicht auch der lebenspraktischen Erfahrung widerspricht? Kann es auf dem Hintergrund heutiger humanwissenschaftlicher Erkenntnis bei einer Verurteilung homosexueller Beziehungen bleiben? Oder ist nicht vielmehr zu sehen, dass es sich bei der Homosexualität nicht um etwas Defizitäres handelt, sondern um eine Normvariante? Und ist inzwischen nicht zu würdigen, dass nicht nur in heterosexuellen, sondern auch in homosexuellen Beziehungen Werte wie Treue und Zuverlässigkeit gelebt werden? Weitere Punkte benennt Thomas Ruster beispielsweise in seiner Rezension in der Theologischen Revue vom Oktober 2020.

Man darf gespannt sein, wann und wo nach der in konstruktiver Absicht erbrachten enormen Dekonstruktionsarbeit Knops und der Benennung der massiven Defizite der lehramtlichen Sicht auf Partnerschaft und Ehe der Neuentwurf einer (römisch-katholischen) Ehetheologie auf Augenhöhe mit den aktuellen Humanwissenschaften zu finden sein wird.

*J. Markus Schlüter*

**Reinhard Körner OCD: Lose Blätter, zugeweht. 40 Anstöße, größer zu denken. Wie Weisheit zu uns sprechen kann. Leipzig 2020. 140 S., 14,95 Euro, ISBN 978-3746258553.**

Ich habe schon oft Bücher von P. Körner für das Pastoralblatt besprochen. Bei dem o.a. Buch habe ich es besonders gern getan, denn es spricht mich sehr an, ist mir sehr sympathisch. Der Titel leitet sich davon her, dass die 40 kleinen Texte (jeweils zwei bis drei Seiten) aus dem Zettelkasten des Verf. stammen: Erlebnisse, Gespräche, Kalenderblätter, Gedichte, Sprüche, Aussagen von Heiligen, von Päpsten – alles das ist als „weisende Wahrheit“ ihm zugeweht worden, ihm zugefallen. Ein Bild von Sieger Köder auf dem Buchumschlag verweist auf diese Herkunft der Gedanken durch die Darstellung des Propheten Elia am Horeb, dem Gottes Worte wie fallende Blätter im „sanften, leisen Säuseln“ zugeweht werden. Zu vielen Themen, die in diesem Büchlein angesprochen werden, hat der Verf. in seinen zahlreichen Veröffentlichungen schon oft Erhellendes gesagt. Hier freilich sind sie nicht systematisch geordnet, sondern behalten ihre „Zu-fälligkeit“, sind somit nur lose miteinander verwoben zu einer Art von narrativer pastoraler Spiritualität. Das gilt in erster Linie für die dem Verf. besonders wichtigen Anliegen, wie etwa „die

Beziehung zum Abba-Gott und seinem Jesus leben", „weisende Wahrheit aufnehmen", „zuerst sind wir alle Menschen, Gottesmenschen". Das gilt aber auch für die anderen immer wieder neu zu bedenkenden Aspekte geistlichen Lebens, die im Buch zur Sprache kommen, z.B. inneres Beten, Bittgebet, Gottesdienst, Nächstenliebe, Ergebung, Vollendung, Fragen nach Gott, Leid, Schuld, aber auch nach Heimat, mütterlicher Barmherzigkeit. Mich haben u.a. besonders angesprochen die Gedanken über „immer dieselbe einfache Wahrheit", „wie aus Kirchenmenschen Gottesmenschen werden können", aber auch, dass der Verf. es unternommen hat, zu dem Luther zugeschriebenen Wort vom Apfelbaumpflanzen vor dem Weltuntergang, also zur Bewahrung der Schöpfung, ein geistliches Wort zu sagen. So findet man auch unkonventionelle Worte, ebenso solche, die zum Bedenken und – auch kritischem – Nachfragen herausfordern. Wie in den anderen Büchern des Verf. sind auch in diesem eine Reihe von Worten von Heiligen des Karmelitenordens zu finden, besonders vom Hl. Johannes vom Kreuz. Sie zeigen die Beheimatung des Verf. in dieser seiner Ordensgemeinschaft und seine Prägung durch ihre Spiritualität. Ich habe dankbar schon mehrfach „Neues und Altes" aus dieser „Schatzkiste" für Predigt und Gespräch entnommen, die „losen Blätter" gleichsam weiterwehen lassen. So können sie ja lebendig weiterwirken, auch bei hoffentlich vielen Leserinnen und Lesern.

*Norbert Friebe*

**Elmar Salmann/Marcel Albert: 77 Tage Ausnahme leben. Wie ein Virus uns auf andere Gedanken brachte. Münsterschwarzach 2020, 172 S., ISBN 978-3896806031.**

Die Patres der Benediktinerabtei Gerleve, Elmar Salmann und Marcel Albert, begannen am 15.3.2020 auf der Internetseite ihrer Abtei Tag für Tag zu berichten, wie sich das Leben durch die virusbedingten Auflagen auch im Kloster ändert. Sie schrieben über ihre Sorgen, Gedanken und Ideen.

Sie berichten über den gesundheitsbedingten Rücktritt des Abtes und die verschobene Neuwahl, erzählen über die Möglichkeiten, entstehende Einsamkeit und Isolation zu bewältigen und geben den veränderten Klosteralltag wieder.

Entstanden ist ein erstaunlich vielfältiges Protokoll dieser Zeit. Elmar Salmann und Marcel Albert schreiben aus unterschiedlichen Perspektiven. Elmar Salmann schreibt essayistisch über seine Wahrnehmungen und verbindet seine Alltagsnotizen vor allem mit Momenten der Literatur. Er zitiert so z.B. Camus oder Proust und schildert deren Einsamkeitserfahrung. Er entdeckt das Abgeschlossensein als einen anderen Ort der Wahrnehmung, der neue Welten erschließen

kann, auch für die Religion. Aus dieser Optik, notiert Elmar Salmann, würde er gerne ein Buch schreiben.

Marcel Albert, der häufig die Nachmittage in dieser Zeit nutzte, um mit dem Fahrrad in der näheren Umgebung des Klosters unterwegs zu sein, geht assoziativ vor. So wird aus einem Verkehrsschild ein Gedanke über das Anhalten, werden aus dem Mit-Feiern des Gottesdienstes Gedanken über die Unfassbarkeit unseres Lebens. Marcel Albert zeigt sich dabei als guter Beobachter in einer sich verändernden Zeit. Mit den Mönchen erleben wir zugleich den Wechsel der liturgischen Zeiten, lesen über die Kar- und Osterzeit und die auf Pfingsten hin entstehende Hoffnung auf Öffnung.

Wegen dieser Unterschiedlichkeit hat das daraus entstandene Büchlein eine erstaunliche Geschlossenheit. Im Wechsel der Texte wird spürbar, dass die Autoren Benediktinermönche und damit nach Gott und den Menschen Ausschau haltende sind. Im Rhythmus der Texte gibt es viele Anregungen und Anstöße zum Weiterdenken.

Das Buch ist ein wertvoller Beitrag zur Bewältigung der durch das Virus veränderten Welt.

*Wolfgang Fey*

**Peter Abel: Zuflucht und Stärke. Mit der Bibel Kraftquellen entdecken. Stuttgart 2019, 160 S., ISBN 978-3961571093.**

Resilienz ist ein neues Wort für eine alte Sache. Ursprünglich kommt es aus der Materialkunde und meint die Widerstandsfähigkeit eines Werkstücks gegen äußere Einwirkungen. Das wird übertragen für die menschliche Fähigkeit gebraucht, aus Widerfahrungen gestärkt hervorzugehen, an schwierigen Situationen sogar wachsen und reifen zu können. In mühsamen Zeiten ist es wichtig, sich Kraftquellen zu erschließen.

Der Hildesheimer Autor und Diakon hat die Tobit-Erzählung des Alten Testaments als Ausgangspunkt gewählt und auf verschiedenen Ebenen ausgelegt: als Abenteuergeschichte, als Buch voller Lebensweisheiten, als Weg durch Lebenskrisen und als Zeugnis des Glaubens. Textauslegungen, Beispielschilderungen und Impulse zum Nachdenken über das eigene Leben sind ineinandergefügt. Dabei regt Abel zum Dialog mit dem Text und mit den eigenen Erfahrungen im Leben an, genauso auch zum Gespräch darüber mit anderen Menschen. Viele Erschließungsimpulse durchziehen das Buch. Hier wird die Bibel nicht für einen fremden Zweck indienstgenommen, vielmehr wird deutlich, wie die Dimensionen des Glaubens das eigene Leben verändern können.

*Egbert Ballhorn*

---

# Auf ein Wort

---

## **Die Kirche**

*ist  
die Menschheit  
in allem*

*alles Dunkle  
alles Helle  
alle Verbrechen  
alle Wunder*

*schau, an welcher Stelle*

*Du  
Dich  
dazu gibst  
welcher Geist  
dort wirkt  
u n d  
in aller Schwäche  
dann  
gib' Dich*

*wenn möglich*

*im*

*Lieben*

*hinein*

*markus roentgen*

### **Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:**

Spiritual Georg Lauscher, Priesterseminar, Leonhardstraße 10, 52064 Aachen | Rudolf Hubert, Caritas im Norden, Caritasverband für das Erzbistum Hamburg e. V., Lankower Straße 14/16, 19057 Schwerin | Prof. Dr. theol. Martina Bär, Universität Berlin, Seminar für Kath. Theologie, Fabeckstraße 23-25, 14195 Berlin | Dipl. Psych. Michael Ley, IQ Bildung, Klausenerstraße 9, 50737 Köln | Dr. theol. Rudolf Laufen, Paulusstraße 14, 40237 Düsseldorf | Prof. Dr. Erich Garhammer, Metgebergasse 2, 93047 Regensburg

Beirat: Harald Hüller, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Martina Kreidler-Kos, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Petra Dierkes, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Uta Raabe, Niederwallstraße 8-9, 10117 Berlin | Generalvikariatsrat Dr. Christian Hennecke, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Hildesheim, Köln und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7001, Fax (0221) 1642-7005, E-Mail: [gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de](mailto:gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de)

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

Der jährliche Bezugspreis beträgt 36,00 Euro incl. MWSt. | Einzelheft 3,50 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

ISSN 1865-2832

Ritterbach Verlag GmbH · Friedrich-Ebert-Straße 104 · 50374 Erfstadt  
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E